



**M**IT FRIDOLIN STIER, dem Tübinger Alttestamentler, bleiben mir zwei Gespräche unvergeßlich. Das eine Mal – er war gerade 65 – erzählte er auf Bitten von ein paar Studenten aus seinem Leben: Wie ihm nach Abschluß der scholastischen Theologie (diesem «Korsett», wie er sagte) aus der Bibel der «lebendige Gott» entgegentrat, der «Jahwe, der donnert und blitzt, der rächt und den es wieder reut: so ganz anders, als es die aristotelischen Kategorien ihm erlauben würden». «Doch dieser Gott», so fuhr er fort, «von dem ich meinte, (jetzt hab ich ihn) (zu Wort, zu Papier gebracht?), strich sich allsogleich durch, löschte sich aus. Und immer wieder meinte ich, ich «hätte» ihn, und immer wieder entzog er sich mir ...»

Das andere Mal saßen wir im Erker seiner alten Wohnung am Lustnauer Tor und schauten auf die Straßen und Gassen, die dort aufeinandertreffen: «Die bin ich alle auf und ab gelaufen», sagte er, «bis ich es gefunden habe.» Er sprach von seiner Arbeit als Übersetzer, von der abenteuerlichen Suche nach dem treffenden Wort. Es ging um seinen *Markus* und um die hier mehrfach auftretenden *daimónia*: «Das billigste wäre gewesen, das Fremdwort «Dämonen» zu verwenden – es sagt, mindestens dem Volk, überhaupt nichts. Mit «Teufel», das habe ich in Schulklassen ausprobiert, erzeugt man auf Anhieb Gelächter. Und auch bei den «bösen Geistern» laufen die Assoziationen falsch.» Er erzählte, wie er tagelang in der Stadt herumstreifte, vor Schaufenstern stehenblieb und in Kneipen einkehrte. Das Ergebnis war eine Wortschöpfung: *Abergeister*. Er überließ es mir aufzuzählen, was da bei mir anklang, was mir in den Sinn kam: Aberglaupe, Widerspruch, Poltergeister, Geist, der stets verneint ...

Durfte ich an diesem Beispiel erfahren, wie Fridolin Stier mit dem Wort rang, wie er an der Sprache litt und welche Leidenschaft er für sie empfand, so haftet von der früheren Begegnung her in meiner Erinnerung seine Leidenschaft für Gott: wie er von ihm umgetrieben und aufgewühlt war, wie er vom «Unaussprechlichen» in immer neuen Wellen angezogen und zurückgeworfen wurde, wie er auch an ihm, nein, erst recht an ihm erfuhr, was leiden und mitleiden heißt.

So sei das Gedenken an den am 2. März Verstorbenen unter dieses eine Wort gestellt: *Passion* – verstanden in der doppelten Bedeutung von Leiden und Leidenschaft und bezogen auf eine ständige Auseinandersetzung mit der Sprache und ein Ringen mit Gott.

## Leidenschaft – Leiden – Passion

Unter dem Titel «Vielleicht ist irgendwo Tag» erschienen von Fridolin Stier (geb. 1902) wenige Wochen vor seinem Tod *Aufzeichnungen* aus dem Jahrzehnt 1965–1974.<sup>1</sup> Hier einige Proben daraus, zunächst zum Thema Sprache, Übersetzen – und den dabei gesetzten Grenzen:

*Psalmen übersetzen! Wort um Wort, Vers um Vers stocken und stolpern. «Übersetzen» – dann kreischen und knirschen die Sprachen, also «ver-setze!», dann schlägt dir das böse Gewissen. Das Ganze ist ein «Versetz-geschäft», man bringt das hebräische Urwort hin, man kriegt dafür etwas weit unterm Wert des Versetzten und weiß, man kriegt's nie wieder heraus.* (10. Mai 1974)

*Dem Nazarener zu Hilfe kommen, ihn aus den Geröllhalden des über ihn Geredeten und Geschriebenen herausbaggern, ihn herausziehen aus dem Schwemmsand der erbaulichen Sprache, um ihn, der nicht aufs Gesicht der Menschen schaute (Mk 12, 14), kat'idian, abseits zu führen, wo er Aug' in Aug' mit seinen Jüngern spricht ... Was nicht in ihm war, sich den Menschen bequem zu machen, seine Gläubigen haben es besorgt. Gingen nicht schon die Evangelien daran, dem Grenzensprenger Grenzen zu setzen, den nicht Ergreifbaren in Griff zu nehmen? Aber noch lebt in ihnen der Unbewältigte. Hier*

### GEDENKEN

**Fridolin Stier † in seinen «Aufzeichnungen»:** Der Alttestamentler und Bibelübersetzer in Tübingen – Sein anspruchsvolles Tagebuch mit Prosa und Dichtung – Leidenschaftliche Auseinandersetzung mit der Sprache – Bohrende Fragen zu dem, was der Kreatur widerfährt – Wo's ihn selber trifft, unerbittliche Anfrage an den beim Wort genommenen Gott – Der Tod der Tochter und sein eigener Tod – Über die Begriffe hinaus in die Fremde – Dem Wirklichen und Wirkenden begegnen.

Ludwig Kaufmann

### SUIZIDFORSCHUNG

**Wollen sie wirklich sterben?:** Aktualität der Suizidgefährdung – Fragen der Terminologie – Philosophisch-anthropologische Marginalien – Über «Lebenssinn» reden oder ihn tun? – Soziale und sozialpsychologische Zusammenhänge – Multifaktorielle Verursachung verlangt sich ergänzende Sichtweisen – Bleibende Bedeutung Durkheims und seiner Schule – Psychologische und psychopathologische Ansätze – Die 16jährige Tanja als Beispiel für einen Menschen, der eigentlich nicht sterben wollte – Wie helfen? – Ein «Pakt» als persönliche Beziehung. Ulrich J. Niemann, Essen

### BIOETHIK

**Genmanipulation – halbherzig wahrgenommene Verantwortung:** «Der Mensch darf nicht alles, was er kann» – Warum dieser Satz weitgehend folgenlos blieb – Cohens und Boyers Verknüpfung zweier DNA-Fragmente im Reagenzglas – Im gleichen Jahr 1973 erste Warnung ob des weitverbreiteten bakteriellen Wirts – Appell zum Moratorium, aber Angst vor dem eigenen Mut – Zu wenig umfassende Perspektive, mangelnde Klarheit, Vorsicht statt Verzicht – Asilomar-Konferenz ohne Grundsatzdebatte – Die Laxen und die Strikten – Richtlinien der US-Gesundheitsbehörde und ihre Revisionen bis 1980 – Viel Lärm um nichts? – Robert Sinsheimer: «Wir haben Zeit; diese Generation muß nicht alle großen Entdeckungen machen» – Aber: wenn das Gold des Erfolges lockt ... Paul Erbrich, München

### ZUSCHRIFTEN

**Zu: Stille Fluchten – Exodus:** Unfähigkeit, mit dem Wohlstand zu leben – Unsere «Schuld» und die Pädagogik Gottes: Zweierlei Gewissen, überforderte Liebe – Gefahr der Nabelschau.

### SCHWEIZ

**Trotz reicher Gemeinden arme Kirche Schweiz:** Finanzierungsprobleme für überdiözesane Aufgaben – Welche wahrgenommen und wie sie bisher bezahlt wurden – Keine Bistumssteuer: Das Geld liegt bei den Kirchengemeinden – In den letzten zwei Jahrzehnten sprang das Fastenopfer ein – Aber wie lange sollen Spendengelder für den gesamtschweizerischen «Normalhaushalt» herhalten? – Neue Tendenzen in der Finanzierungsart – Von den Kriterien in der Dritte-Welt-Arbeit zu Prioritäten auch im Inlandteil des Fastenopfers – Um mehr Transparenz und Partizipation – Ein Franken pro Kopf von allen Katholiken? – Die benötigten 4 Millionen = 1 Prozent aus der Gesamtsumme der Kirchensteuer (vgl. Kasten).

Urs Zehnder, Luzern

ragt er noch hoch über die Verständnisse hinaus, in denen man ihn zu erfassen versuchte. (29. April 1970)

Das «blaue Loch» im Karbachtal, ein sehr kleiner Teich im moorigen Wald – man warnte uns Kinder, es sei unheimlich tief und gefährlich, aber welche Macht hatte dieses «Loch» über mich! Alle Denkwege im Gelände des «Sprechbaren» wären so zu beschildern, daß sie auf das «Sprachloch» hinweisen, in ihm münden. Denn in dieser Leere flutet die Fülle. In diesem Schweigen wohnt das – Wort ... (16. Februar 1973)

Das «Sprechbare» hat seine Grenze am Unausprechlichen. Stier hat diese Grenze weit hinausgerückt. Seine Aufzeichnungen weisen eine große Mannigfaltigkeit im literarischen Genus auf: Prosa ist mit Dichtung vermischt, lateinische Verse sind in deutsche eingestreut, Sprach-Etüden, Wortvergleiche, ganze Listen lösen scharfsinnige Reflexionen ab, bohrende Fragen loten in der Tiefe der «Materie», greifen hinaus ins «unheimliche» All, greifen aber vor allem ins volle und ins verborgene Leben, wie es erfahren wird nicht nur von den Menschen, sondern auch von den Tieren, der «stummen Kreatur». Gleich die erste Aufzeichnung schildert den Tod des Katzenweibchens Muzi, und am siebten Jahrestag (20. August 1972) wird ihrer nochmals gedacht: «Es kennt der saddiq (Gerechte) die Seele seines Tiers», lautet das ihr zuge dachte Epitaph aus den Sprüchen Salomos.

Was der Kreatur widerfährt – nicht erst vom Menschen – und was dem Menschen von der Kreatur angetan wird (etwa den 30000 Opfern von Saint Pierre auf Martinique beim Vulkanausbruch in Stiers Geburtsjahr 1902), das wird Stoff nicht nur zur Klage, sondern zur Anklage, auf die weder Antwort noch Entschuldigung folgt – sarkastisch bis ins keck-schnoddrige Versmaß:

(...) Hat da ein Berg nur toll getobt? / Hat er nicht dich, den Herrn, gelobt? / Warst du fern, Herr, oder nah, / warst gar am Werk, als das geschah? / Man sagt: Das ist Naturgeschehn, / nur ES, kein Ich noch Du zu sehn! / Auf Martinique, am achten Mai – / dein Berg war's, Herr, / du warst dabei. / O Saint Pierre! / O Mont Pelé! / Einst war's dir leid um Ninive ...

(9. November 1973)

Doch wie reagiert Stier, da es ihn selber trifft, da er, der Übersetzer des Hiob, selber geschlagen wird? – Hier zwei Eintragungen, die unmittelbar aufeinanderfolgen:

Und dann kam's! 7. September morgens 10 Uhr ... Das Auto, die Kurve, der Baum ... Sibylle!

Und nachmittags 15.20 – dahin.

Seit dem 10. unter der Erde ...

Ist das eure Sprache, ihr «himmlischen Mächte», ihr Herren? Ihr scheint es nicht zu schätzen, daß man euch beim Wort nimmt? Ihr nehmt mich prompt beim Schopf dafür?

Nun, gib dich zufrieden! «Man» denkt an dich, «höheren Orts» ... Schäm dich, vor solchen Herren zu klagen! Trotze, ignoriere sie stolz!

Nein! Ich schäme mich nicht.

(29. September 1971)

Das Sapientia-Salomonis-Wort: «Die Gott liebt, züchtigt er!» Was für ein komischer Kauz, dieser Gott, seine Geliebten zu prügeln, zur Schnecke zu machen! Schickt ihn zum Psycho! Oder, wenn ihr ihn für voll verantwortlich nehmt, psychiatrisch begutachtet, verurteilt ihn wegen grundloser Feindseligkeit, Bösartigkeit, zieht ihn aus dem Verkehr, bringt ihn auf Nummer Sicher, es sei denn ...

es sei denn, man halte ihm den mildernden Umstand zugute, daß er unglücklich liebt, eifersüchtig, sich rächt für verschmähte Liebe und wähnt, mit dem Prügel zur Liebe zu zwingen ...

In deiner Finsternis, Herr, – oder ist es dein blendendes Licht? – tappen meine Gedanken herum, und ihr Gebet klingt wie Lästerung. Erlaß mir die Prozedur, einen theologisch domestizierten Theodizee-Gott aus der Schlinge dieses insipient, widersin-

nig scheinenden Bibelspruchs zu ziehen. Ich habe es ja mit dir, nicht mit deiner Denkpuppe zu tun. Kant war wohl näher bei dir, als er schrieb, ich weiß nicht mehr wo: Jeder Versuch, Gott zu rechtfertigen, ist «schlimmer als die Anklage». Soll ich also schweigen, weil auch die Anklage schon «schlimm» genug ist? Was soll ich von deinen und deines Sohnes großen Worten halten? «Kein Spatz fällt zur Erde ohne den Willen eures Vaters» – also: kein Auto schleudert und kracht an einen Baum, ohne ... Gib mir dieses Wort, wenn ich es wörtlich nehme, das Vollkorn deiner Wahrheit? Aber da sind sie schon, deine wackeren Verteidiger, um mich zu belehren, man brauche «ein Körnchen Salz» zum Verständnis dieses Wortes, das als «Hyperbolismus», als rhetorisch übertreibende Rede zu erklären sei. Was bleibt mir noch an Wahrheit übrig? Wie Salzsäure wirkt, zersetzend dein Wort, das hermeneutische granum salis. Ich aber, ich nehme dich dennoch beim Wort. (30. September 1971)

Den Text oder den, der ihn spricht, beim Wort nehmen? Im Ernstfall verfangen solche Unterscheidungen so wenig wie die seit Hiob vergeblichen Bemühungen der Theologen zur «Rechtfertigung Gottes» (Theodizee) und wie die hier zurückgewiesenen Hilfen zur «Hermeneutik»: denn, was gibt es da noch zu «verstehen»? Schon zwei Monate zuvor, am frühen Morgen beim Erwachen, hatte Stier Mühe gehabt mit dem Wort «Kein Spatz fällt vom Dach ...»; er sah beim «ersten Augenaufschlag» von der Veranda herein einen Kater mit einem halbflüggen Vögelchen im Maul: «Laß dich auslachen für diesen «Mehr-wert-als-viele-Spatzen»-Glauben!», schrieb er damals und neben das Datum: «Sibylles Geburtstag».

Diese in den Aufzeichnungen «Sibylle» Genannte war es, die am 7. September 1971 verunglückte: fünfundzwanzigjährig, Studentin in Tübingen und Fridolin Stiers Tochter. Das Tagebuch schweigt darüber, welche Folgen es hatte, daß der Vater zur rechten Zeit das tat, was von jeder unverheirateten Mutter verlangt ist: daß er zu seinem Kind stand. Auch an seinem Grab – wo er nun neben der Tochter ruht – hörte man nur von den Nazis, die sein Ordinariat an der theologischen Fakultät jahrelang verhindert hatten, aber nicht von der Kirche, die ihm ob seiner Vaterschaft nicht mehr erlaubte, ihren zukünftigen Priestern die Bibel zu deuten. Immerhin vernahm man an der Beerdigung, wie so manche Verkündiger dann trotzdem immer wieder von ihm zehrten. Er lehrte sie u.a., nicht zu fragen: «Was fang ich mit dem Text an?», sondern: «Was fängt der Text mit mir an?» Ja, einer bezeugte, wie «an jenem Requiem im Wilhelmstift (Kappelle der Priesterkandidaten!), da wir alle nicht wußten, was ihm sagen zum Text von Jesus zu Martha (Joh 11, 26: «Glaubst du das?»), er selber aufstand, nach vorn trat, mir die Hand auf die Schulter legte und – ja, er selber – die Deutung gab.»

Der Zeuge dieser erregenden und befreienden Intervention ließ jetzt in der Tübinger Stadtkirche, an Stiers eigener Totenmesse, folgerichtig wiederum den Betroffenen selber sprechen: Er las aus seinen Aufzeichnungen. – Wer dieselben vom oben bezeichneten Datum an weiter verfolgt, bemerkt, daß das «Du» nun nicht mehr nur Gott, sondern ihr gilt: «Die Freude, die du mir warst, die Gewähr einer Güte ein Grunde der Welt ... – Ich strecke die Hand nach dir aus, ich werfe das Herz zu dir hinüber ...». Doch diese Gespräche mit ihr, die Träume, die Erscheinungen von jenseits der «Schwelle», sie eignen sich nicht zu «Zitaten», sie gehören dort gelesen, wo sie stehen, wo ihr «Zuhause» ist. Sicher aber hat «Sibylle» dem Vater und Freund hinübergeholfen, auch das andere DU vertrauensvoll zu erwarten. In der vorletzten Eintragung (nach dem Morgengebet: Ad te de luce vigilo) ist noch einmal von den «Tieren, Vögeln, Eichhörnchen, allem Wild» die Rede, und jetzt fallen die Worte Freude und Glück: «Einige Augenblicke fühlt sich das Sein auf der Erde wie Heimat an.» Aber dann erfaßt den Autor auch schon wieder der «kosmische Schauer», und er fragt nach einer «Denker-, Dichter- und Theologensprache», die vom «Zitern der Mächte» – tremunt potestates – nicht nur zu reden

wüßte, sondern davon «ergriffen, geschüttelt und erschüttert, dessen irdisches Echo wäre». So kann also diese Erde doch nicht «Heimat» bleiben. Auf der letzten Seite lesen wir:

*Über die Namen der Dinge hinaus,  
über die Sprache hinaus,  
über die Wissenschaft hinaus,  
über die Begriffe hinaus –  
in die FREMDE,*

*wie Abraham, dem geheißten war: «Zieh fort aus deiner Heimat,  
fort aus deiner Stadt, fort aus dem Haus deines Vaters, fort ...  
und geh in das Land, das ich dich schauen lassen will ...»*

*Geh, verlaß die Heimat, die Welt, darin du geboren bist, darin  
du dich eingerichtet hast – das Haus voll von den Namen der  
Dinge, die um dich sind, laß alles, was dir die Sprache über sie  
vorspricht, laß auch alles, was dir die Wissenschaft über sie zu  
wissen gibt, laß auch die Begriffe, mit denen du nach den Din-  
gen greifst –*

*laß dieses Haus hinter dir, geh! Dann wirst du, vielleicht wirst  
du dann dem Anderen begegnen, für das du weder Namen noch  
Wissen noch Begriffe hast, dem ur- und ingründig Wirklichen  
und Wirkenden begegnen. Du wirst «schauen» ...*

*Und wenn du dann in das Land Chaldäa, in das Haus deines  
Vaters und deiner Mutter und deiner Brüder zurückkehrst, du  
wirst zurückkehren,*

*dann werden dich die Namen an das Namenlose,  
die Sprache an das Unausprechliche,  
das Wissen an das Unwißbare,  
die Begriffe an das Unbegreifliche erinnern,  
dann wird noch ein anderes in deinem Hause wohnen – das An-  
dere, das Fremde, das – Mysterium.*

*Dann ist kein Ding mehr, was es dir zuvor gewesen, ein jedes,  
eins um das andere, wird dir einen Namen sagen, den du nicht  
nachsprechen kannst.*

*Und dann wird dir, vielleicht wird dir dann aus allem und je-  
dem, das um dich ist, das Unnennbare erscheinen,  
und du wirst jene Stimme hören, die du noch nie gehört, sehr  
nah und gewaltig wirst du sie rufen hören:*

*ICH BIN DA!*

(ohne Datum)

Ludwig Kaufmann

<sup>1</sup> Fridolin Stier, Vielleicht ist irgendwo Tag. Aufzeichnungen. Verlag F. H. Kerle Freiburg/Heidelberg 1981, 384 Seiten, DM/Fr. 42.–

## Suizidgefährdete – wollen sie wirklich sterben?

Suizidhandlungen als philosophisches, soziales und psychopathologisches Problem

Ungewöhnlich hohe Einschaltquoten hatte die jüngst vom ZDF ausgestrahlte sechsteilige Serie: «Tod eines Schülers». <sup>1</sup> In dieser Filmreihe wurde der Suizid eines jungen Mannes aus verschiedener Sicht (der der Eltern, der Freundin, der Lehrer usw.) beleuchtet. Viele reagierten mit Betroffenheit und Kritik: Die stellvertretende Vorsitzende des Bundeselternrates warf dem ZDF im Zusammenhang mit der Reihe «gravierende Fehler» vor. Die Fernsehreihe weise «keine Lösungen und keine Auswege» <sup>2</sup> auf.

Am gleichen Tag machte der Vorsitzende demokratischer Junglehrer, der 30000 Mitglieder vertritt, die pädagogische und strukturelle Krise im öffentlichen Schulwesen für die u.a. 500–700 vollendeten Schülersuizide und für die ca. 18000 Suizidversuche verantwortlich. – Nachdem sich in Bayern jüngst innerhalb einer Woche vier Schüler selbst den Tod gaben, wird sich in Kürze der bayerische Landtag mit dem Problem der Schülersuizide beschäftigen.

Diese Meinungen und Fakten werfen Schlaglichter auf ein Problem, für das Lösungen oder auch nur allgemein einsichtige Konzepte zur Bewältigung rar sind. Oft kann man angesichts dieses Problems z. B. in Lehrer- und Ärztekreisen Ratlosigkeit und Resignation erfahren. Die Frage nach Auswegen und Lösungen führt zunächst zur Frage nach den Ursachen und Motiven. Denn warum sollte nicht auch hier der alte ärztliche Grundsatz gelten, daß vor die Therapie die Diagnose gesetzt sei. Diagnostisch aber – darin sind sich heute wohl alle Fachleute einig – kann man nur von einer *multifaktoriellen Verursachung* ausgehen. Das heißt, wir müssen uns der Mühe unterziehen, dem Problem von philosophisch-anthropologischen, sozialen, individuell-psychogenetischen und psychoreaktiven Ansätzen her nahe zu kommen.

Oft sind in Begriffen schon Wertungen enthalten: So scheint der Terminus *Selbstmord*, der lange auch in kirchlichen Kreisen vorherrschte, eine verwerfliche, frevelhafte, aus niedrigen Motiven erfolgte Tat zu meinen. <sup>3</sup> Ob eine Suizidhandlung wirklich

frei begangen wird, kann objektiv kaum beurteilt werden, so daß der Ausdruck *Freitod* mindestens sehr fragwürdig erscheint. Ähnlich fragwürdig ist übrigens der Ausdruck *Bilanzselbstmord*, da gewöhnlich ein Suizidaler nicht in der psychischen Verfassung ist, nüchtern «Bilanz über sein Leben» zu ziehen. <sup>4</sup> Da sich der Ausdruck *Selbsttötung* nicht durchzusetzen scheint, soll im folgenden allgemein von Suizidhandlungen gesprochen werden. *Suizidhandlung* meint also jede Handlung, die gegen das eigene Leben gerichtet ist, um den Tod herbeizuführen. Verläuft die Tat tödlich, so wird sie als *Suizid*, führt sie nicht zum Tod, so wird sie als *Suizidversuch* bezeichnet. <sup>5</sup>

### Philosophisch-anthropologische Marginalien

In fast allen Veröffentlichungen der jüngsten Zeit, in denen philosophisch-anthropologische und theologische Aspekte der Suizidhandlung aufgegriffen werden, wird die *Sinnfrage* gestellt. Tatsächlich kann man nach einem Suizidversuch sehr oft die Erklärung des Suizidanten hören: «Ich habe keinen Sinn mehr gesehen!» Was aber heißt *Sinn* und *Unsinn* für den einzelnen Menschen, der daran denkt, seinem Leben selbst ein Ende zu setzen? Es ist sicher notwendig und wertvoll, über den Lebenssinn philosophisch und theologisch nachzudenken, um auch dem «Praktiker», der täglich mit Suizidalen umgeht, Sinnzusammenhänge aufzuzeigen. Es ist nur die Frage, ob man mit den bisherigen Angeboten hilfreich umgehen kann und für die Praxis überhaupt verwenden kann. F. Hammer zitiert Karl Jaspers, wenn er schreibt: «Objektivierende Phänomenbeschreibungen und vereinheitlichende Interpretation führen mit immanenter Notwendigkeit zur Radikalität der Sinnfrage und – zu jeweils verschiedenen Ergebnissen.» <sup>6</sup> Diese Verschiedenartigkeit der Ansichten, die der einzelne Suizidale bei der Frage nach dem Lebenssinn äußert, ist der nachhaltige Eindruck, der sich dem Verfasser bei seinen Gesprächen mit Patienten nach einem Suizidversuch eingeprägt hat. Mehr als 75 Prozent der

<sup>1</sup> R. Stromberger: Tod eines Schülers. Wer ist schuld am Selbstmord von Claus Wagner? Materialien zu ZDF-Fernsehprogrammen. Goldmann Taschenbuch 1981.

<sup>2</sup> Zitat nach «Westdeutsche Allgemeine Zeitung» vom 19. Februar 1981.

<sup>3</sup> A. Holderegger: Suizid und Suizidgefährdung. Humanwissenschaftliche Ergebnisse – Anthropologische Grundlagen (= Studien zur theol. Ethik, Bd. 5). Universitätsverlag Fribourg/Herder Freiburg i. Br. 1979, S. 33.

<sup>4</sup> K.-P. Jörns: Nicht leben und nicht sterben können. Suizidgefährdung – Suche nach dem Leben. Herder/Vandenhoeck u. Ruprecht 1979, S. 35–39.

<sup>5</sup> A. Reiner: Ich sehe keinen Ausweg mehr. Suizid und Suizidverhütung – Konsequenzen für die Seelsorge. Kaiser München/Grünwald Mainz 1974, S. 17.

<sup>6</sup> F. Hammer: Selbsttötung philosophisch gesehen. Patmos Düsseldorf 1975, S. 17f.

Befragten konnten die Bedeutung des Wortes «Sinn» nicht annähernd beschreiben, geschweige denn definieren. Von sehr vielen Patienten in der postsuizidalen Phase wurde der Sinnfragebogen aus der logotherapeutischen Schule von *V.E. Frankl*, entwickelt und validiert von *Elisabeth S. Lukas*<sup>7</sup>, als unverständlich abgelehnt. Die meisten Befragten wollten die Fragen, die oft in lange Satzperioden eingekleidet sind, erst erklärt haben, was testpsychologisch nicht möglich ist. So wurde versucht, erst einmal – im Rahmen einer Pilotstudie – zu erfahren, was Menschen im Ruhrgebiet unter Lebenssinn verstehen könnten. Zum Beispiel: «Welche Freizeit- oder Hobbybeschäftigungen haben Sie?» – «Nennen Sie drei Wünsche!» – «Was macht das Leben für Sie lebenswert?» – «Gibt es Menschen oder Dinge, für die es sich zu leben lohnt?» – «Was ist nach dem Tod?» – «Gibt es ein Weiterleben?» – «Was sagt Ihnen das Wort Hoffnung?» Übrigens wurde die Frage nach Gott und nach einem Weiterleben nach dem Tod nur von ca. zehn Prozent der Befragten positiv beantwortet.

Von diesem Erfahrungshorizont her erscheinen manche Ansätze theologischer Anthropologie – z. B. die von *Adrian Holderegger*, daß «die Vermittlung zwischen Theologie und suizidaler Lebensproblematik ... über eine Art «Sinnanthropologie» als praxisorientierter, übergreifender Deutungszusammenhang»<sup>8</sup> geschehen kann – als reichlich abstrakt und theoretisch. Fraglich ist auch, ob ein «hilfloser Helfer»<sup>9</sup> dieses umfangreiche und wirklich tiefgründige Werk mit Frucht und Nutzen lesen kann. Aus der Sicht dessen, der häufig in suizidalen Krisensituationen stand, kann jedenfalls die Meinung von *G. Hole* nur unterstützt werden, «daß beim Umgang mit suizidalen Depressiven nicht

auf religiöse Einstellungen und Bindungen abgehoben werden kann und soll».<sup>10</sup> Und der Begründer der modernen Suizidforschung nach dem Krieg, der Wiener Professor für Psychiatrie *Erwin Ringel*, schreibt in seinem 1953 erschienenen Werk (mit der Auswertung von Krankengeschichten über 745 gerettete «Selbstmörder»), daß gerade dann Weltanschauungen, Wertsysteme und Sinnzusammenhänge nicht mehr tragen, wenn die Suizidalen sie am meisten bräuchten.<sup>11</sup> Und *W. Schulte* schreibt in seinem Artikel über Glaube und Unglaube des Depressiven: «Den bis zum «Gefühl der Gefühllosigkeit» Depressiven erreicht keinerlei Argumentation mehr: «Alle Zufahrtswege, auf denen man (z. B.) im seelsorgerlichen Zuspruch meint einwirken zu können, sind blockiert.»<sup>12</sup>

So kann beim Lesen vieler philosophisch-theologischer Betrachtungen über Sinnzusammenhänge angesichts der Krisenbewältigung bei akut Suizidalen der Eindruck festgehalten werden: Eine Konfrontation in der suizidalen Krise mit weltanschaulichen und ideologischen Appellen ist nicht hilfreich und bringt den Suizidalen keine Entlastung. Nach Bewältigung der suizidalen Krise bleibt dem ärztlichen Therapeuten gewöhnlich keine Zeit und Ruhe, sich mit seinem Patienten oder Klienten über Sinnzusammenhänge oder über religiöse Fragen zu unterhalten. So besteht oft eine erhebliche Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis, zwischen den Erwägungen eines philosophischen Anthropologen und Ethikers und dem Bemühen eines Therapeuten, der versuchen muß, von der jeweils individuell noch vorhandenen Sinnstruktur auszugehen und den suizidalen Menschen *Sinn erfahren* oder besser *Sinn selbst tun* zu lassen. Die «Sinnrede» allein hilft wenig.

#### Soziale und sozialpsychologische Zusammenhänge

Die Notwendigkeit von induktiv-empirischer Forschung ergibt sich auch durch einen weiteren Zusammenhang: «Eines der größten Geheimnisse bei der Selbsttötung ist das Zusammenwirken individuell-psychologischer und sozialpathologischer Faktoren.»<sup>13</sup> *H.L. Wedler* berichtet in seinem Buch «Gerettet?» über den schwedischen Film «Es wird schon wieder» (von *Christer Dahl*), der die Konsequenzen einer Betriebsstilllegung mit folgender Arbeitslosigkeit in einem kleinstädtischen Milieu schildert. Im Film heißt es im Ton einer öffentlichen Verlautbarung: «Drei Jahre nach der Stilllegung waren persönliche Tragödien unter der freigestellten (d. h. arbeitslos gebliebenen) Bevölkerung nichts Ungewöhnliches. Das führte sogar bis zu Selbstmorden. Aber sie konnten in den meisten Fällen auf eine grundlegende Verunsicherung in der Kindheit zurückgeführt werden, auch wenn die gegenwärtige Situation in einem gewissen Maß mit hineinspielte.» Diese bittere Ironie kann uns deutlich machen, daß soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge doch so gravierend und belastend sein können, daß sie fast allein in der Lage sind, suizidale Handlungen herbeizuführen. Mit Recht kritisiert Wedler die allzu gängige Methode, bei der Suche nach Motiven für Suizidhandlungen sich weitgehend auf psychologische Deutungen und psychoanalytische Interpretationen – im Gegensatz zu soziologischen Mutmaßungen – zu verlassen.<sup>14</sup> Beide Sichtweisen sind im Rahmen der multifaktoriellen Verursachung von Suizidhandlungen zu beachten. Daher soll hier zunächst kurz auf zwei soziologische Theorien über unsere Problematik eingegangen werden.

<sup>7</sup> V.E. Frankl: Der Wille zum Sinn. Vorträge über Logotherapie. Huber Bern, Stuttgart, Wien 1972, S. 233–266.

<sup>8</sup> A. Holderegger, a. a. O. S. 270ff.

<sup>9</sup> Wolfgang Schmidbauer: Die hilflosen Helfer. Über die seelische Problematik der helfenden Berufe. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1977.

<sup>10</sup> G. Hole: Der Glaube bei Depressiven. Enke Stuttgart 1977, S. 188f.

<sup>11</sup> E. Ringel: Der Selbstmord. Abschluß einer krankhaften psychischen Entwicklung. Wien/Düsseldorf 1953, S. 158f.

<sup>12</sup> W. Schulte: Glaube und Unglaube des Depressiven, in: Evangelische Theologie 11 (1951/52) S. 179.

<sup>13</sup> E. Ringel: Der «Wiener Weg» als Modell der Selbstmordverhütung, in: Caritas 79 (1978) S. 144.

<sup>14</sup> H.-L. Wedler: Gerettet? Begegnungen mit Menschen nach Selbstmordversuchen. Luchterhand Darmstadt/Neuwied 1979, S. 39f.

### Die Katholische Stiftungshochschule München

beruft zum Wintersemester 1981/82

## je einen Professor

für **Philosophie** und **Theologie (ordinierter Theologe)**  
für die Abteilung München.

Berufungsvoraussetzungen: Abgeschlossenes Hochschulstudium in anderen als Fachhochschulstudiengängen; Promotion oder entsprechender Nachweis besonderer Befähigung zu wissenschaftlicher Arbeit; fünfjährige Berufspraxis nach Abschluß des Hochschulstudiums, davon mindestens drei Jahre außerhalb des Hochschulbereichs; besondere Leistungen bei Anwendung oder Entwicklung wissenschaftlicher Erkenntnisse oder Methoden während dieser Praxis oder Habilitation oder gleichwertige wissenschaftliche Leistungen; pädagogische Eignung.

Anstellung nach BAT, Vergütung C 2.  
Bewerbungsfrist: 30. 4. 1981.  
Berufungsvoraussetzungen müssen belegt werden.

Interessenten erhalten ausführliche Informationen von der  
**Katholischen Stiftungshochschule München,**  
**Preysingstr. 83, D-8000 München 80.**

## Integrations-, Status- und Kommunikationsdefizite

*Emile Durkheims* «Le Suicide» erschien 1897. Das Werk gilt noch immer als exemplarisch für soziologische Untersuchungen über den Suizid. Durkheim sah die *soziale Integration* als einen Indikator für das mehr oder weniger intensive kollektive Leben, für den gemeinsamen Austausch, für die sozialen Beziehungen. Die Interaktion zwischen Gruppenmitgliedern ist dabei um so größer, je mehr Übereinstimmung in den Grundvorstellungen und Grundwerten der Gruppe besteht. Die Ursache für eine Suizidhandlung liegt nun in der sozialen Desintegration oder *Isolierung* eines Menschen. Denn unzureichende Integration führt zu Isolierung des Einzelnen von sozialen Gebilden wie Religionsgemeinschaft, Familie oder politischem System. Aus dieser Isolierung heraus besteht dann die Gefahr eines «egoistischen Suizids». Umgekehrt kann es bei einer zu starken Bindung an die Gesellschaft, infolge von zu schwacher Individualität und übertriebenem Altruismus, zu einer «altruistischen» Suizidhandlung kommen. Ein «anomischer Suizid» kann durch defiziente oder fehlende gesellschaftliche Reglementierung geschehen. Diese «Störung der kollektiven Ordnung» zeigt sich bei schwindendem Einfluß sozialmoralischer Leitideen, bei einer individuellen Bedürfnissteigerung und dem gleichzeitigen Unvermögen, die Mittel zur Deckung dieser Bedürfnisse aufzubringen. Das Individuum reagiert auf diese Störung mit Rat- und Haltlosigkeit, was dann zu depressiven Verstimmungen und zu Suizidhandlungen führen kann. Auf jeden Fall erscheint eine der Grundthesen Durkheims, daß gehäuftes suizidales Verhalten in der Bevölkerung als Symptom «kollektiver Krankheit» angesehen werden könne, auch heute überlegenswert und diskussionswürdig.<sup>15</sup> A. Holderegger ist voll zuzustimmen, wenn er zusammenfaßt:

«Durkheims allgemeine Integrations- und Anomiehypothese behält auch heute noch ihre Gültigkeit. Nur muß sie – soll das Suizidgeschehen integral erklärt werden – mit psychologischen und psychopathologischen Theorien verknüpft werden. Denn gesellschaftliche Verhaltensmuster erklären nicht schon individuelle Prädispositionen und umgekehrt.»<sup>16</sup>

Und Wedler schreibt im Anschluß an seine Analyse des Films «Es wird schon wieder»:

«Soziale Gegebenheit und psychische Reaktion sind weder in der einen noch in der anderen Richtung logisch miteinander verknüpft. Aber sie beeinflussen sich unablässig gegenseitig und gehen in das kommunikative Netz, in dem jeder lebt, auf unübersehbare Weise ein.»<sup>17</sup>

Aus der Fülle soziologischer Theorien, die oft Begriffe und Thesen von Durkheim wieder aufgreifen, sei hier nur eine noch erwähnt: *J. P. Gibbs* und *T. W. Martin* gehen der Frage nach, was «soziale Integration»<sup>18</sup> ist. Ihre These lautet: Die Selbstmordrate einer Bevölkerung variiert umgekehrt mit dem *Grad der Statusintegration* dieser Gruppe: Je höher die Statusintegration einer Gruppe, umso niedriger die Suizidrate der Gruppe. Dabei meint Status «einen identifizierbaren Zustand einer Person, der mit Hilfe von Merkmalen (Alter, Geschlecht usw.) erfaßt werden kann».<sup>19</sup> Wenn ein Mensch von sich und anderen nicht weiß, wer er ist und welche Rolle er hat, breitet sich Unsicherheit in seiner Umgebung aus. Das hat wieder Rückwirkungen auf die Integration des Betroffenen. Diese wechselseitigen Rollenverunsicherungen können sich dann eskalieren, so daß es zu suizidalen Handlungen kommen kann.

Schließlich gehen einige Forscher den verschiedenen Merkmalen der *Kommunikationsverarmung* nach: Dadurch daß viele Menschen, besonders Jugendliche, sich außerhalb des Berufes sprachlich ungenügend artikulieren können, kommt es zur Ver-

größerung der Sprachsignale. Diese werden zunehmend von Affektausbrüchen begleitet, was u. a. das «Aneinandervorbereden» und «Nichtverstehenwollen» verstärkt. Oft tritt dann affektgesteuertes Verhalten in den Vordergrund, was nicht selten in tätliche Auseinandersetzungen ausufert. Werden Schuld- und Schamgefühle dann ungenügend verarbeitet, herrscht oft destruktives Schweigen. Der letzte Versuch, wieder Kontakt aufzunehmen, kann ein Suizidversuch sein. Unter dem Gesichtspunkt der Kommunikationstheorie wird deutlich, daß auch so demonstrativ scheinende Arrangements von Suizidanten oft verzweifelte Versuche sind, Kommunikation aufrecht zu erhalten oder Scheinkommunikationen mit tieferen menschlichen Kontakten zu vertauschen. Festzuhalten ist: Suizidalität bedeutet immer zugleich eine Kommunikationsstörung, meist auch eine Störung der Kontakt- und/oder Bindungsfähigkeit.<sup>20</sup>

## Psychologische und psychopathologische Ansätze

Auch aus dieser Blickrichtung können nur einige wenige Denkmodelle und Theorien aufgewiesen werden:

Aus der eher phänomenologisch beschreibenden und deutenden Psychiatrie kommt das sogenannte *präsuizidale Syndrom*, das *E. Ringel* 1953 beschrieben hat. Er geht dabei von der Erkenntnis aus, daß die Ursache der Suizidhandlung bedeutend mehr in der *Entwicklung der Persönlichkeit* und des Lebensweges liegt als in der akuten Situation (z. B. Ehekonflikt, finanzielle Schwierigkeiten, Berufskrisen usw.), die unmittelbar vor der Suizidhandlung besteht. Im Zuge dieser Entwicklung kommt es erstens zu größerer Einengung des Lebensraumes, zweitens zu verstärkter, aber gleichzeitig gehemmter Aggression und drittens zur Flucht in die Phantasiewelt. Im Rahmen der psychiatrischen Krankheitslehre würde man dieses Syndrom am ehesten als «depressiv neurotische Entwicklung» einordnen.

Ringel spricht von «eingefrorenen Perspektiven einer suizidalen Persönlichkeit». Die dynamische *Einengung* bedeutet im äußeren Erscheinungsbild oft Spontanitätsverlust, Hemmung und passives Verhalten. Doch dürfen diese Verhaltensmuster nicht als Zeichen des Erlöschens der Persönlichkeitsdynamik gesehen werden. Im Gegenteil: Unter der scheinbar glatten Oberfläche «brodelt» es, d. h.: Emotionen und Antriebe werden in negative Richtungen umgekehrt. Gedanken und Gefühle kreisen um Lebensverneinung und *Suizidphantasien*, um Formen der *Autoaggression* und der Selbstzerstörung. Dabei ist es für den Helfer stets wichtig zu wissen, wie konkret die einzelne Suizidhandlung schon überlegt oder sogar schon geplant ist. Dabei besteht die situative und dynamische Einengung in dem Sinn, daß eine totale Ausweglosigkeit erlebt wird und eben nur ein Weg offen bleibt, nämlich der der suizidalen Handlung. Eine der Grundthesen Ringels lautet, daß Außenfaktoren allein (z. B. Enttäuschungen in der Liebe, wirtschaftliche Verluste usw.) keine Suizidhandlung bewirken können, weil keine noch so trostlose Situation einen Suizid erzwingen und die entscheidende Stellungnahme der Persönlichkeit ausschalten könne. Das würde bedeuten, daß die oft angeführte Kurzschlußreaktion nie im persönlichkeitsfremden Raum steht, sondern daß Kindheits-erlebnisse und Entwicklung einer Persönlichkeit bei der Frage nach Verursachung und Motivation mit zu bedenken sind. Weiterhin wird das «präsuizidale Syndrom» durch die Entstehung intensiver Aggressionspotentiale und eine massive Hemmung gegen die Umwelt charakterisiert. Der Aggressionstrieb hat in der präsuizidalen Phase – das hat schon *S. Freud* beschrieben – ein einziges Ziel, nämlich das eigene Selbst. – Was die Selbsttötungsphantasien betrifft, so ist die Situation dann am bedroh-

<sup>15</sup> Émile Durkheim: *Le Suicide*. Paris 1960. Deutsch: E. Durkheim: *Der Selbstmord*. Luchterhand Neuwied und Berlin 1973, S. 162–319.

<sup>16</sup> A. Holderegger, a. a. O. S. 116f.

<sup>17</sup> H. L. Wedler, a. a. O. S. 39f.

<sup>18</sup> J. P. Gibbs/W. T. Martin: *Status Integration and Suicide*. A Sociological Study. Oregon 1964.

<sup>19</sup> Zitiert nach A. Holderegger, a. a. O. S. 118.

<sup>20</sup> Vgl. dazu G. Möllhoff: *Suizid in sozial- und versicherungsmedizinischer Sicht*, in: A. Eser: *Suizid und Euthanasie*. Enke Stuttgart 1976, S. 194–206. Ferner: H. F. Späte: *Über kommunikative Elemente suizidaler Handlungen*, in: *Psychiatrie, Neurologie und medizinische Psychologie* 25 (1973) S. 647–655.

lichsten, wenn die zunächst mehr oder weniger absichtlich eingeleiteten Phantasien in passiv-zwanghaft auftretende Suizidhandlungsvorstellungen umschlagen.

Zu erwähnen wäre noch, daß alle drei Symptome des «präsuizidalen Syndroms» sich wechselseitig beeinflussen und potenzieren.<sup>21</sup>

H. Henseler leitet aus der neueren psychoanalytischen Narzißmustheorie (O.F. Kernberg, H. Kohut) ein theoretisches Modell ab, das vor allem die *Genese der Suizidhandlung* in den Blick nimmt. Das Modell «denkt die Suizidalität als Labilisierung des narzißtischen Regulationssystems und die Suizidhandlung als krisenhaften Versuch, das *gefährdete Selbstwertgefühl* zu retten». Die Beschreibung des Begriffes *Narzißmus* – von Freud 1914 erstmals verwendet – wechselt in der Geschichte der Psychoanalyse etwas. Henseler versteht unter Narzißmus «die verschiedenen Zustände des Selbstwertgefühls, der affektiven Einstellung des Menschen zu sich selbst. Ist diese realitätsgerecht, spricht man von gesundem Narzißmus, ist sie es nicht, von narzißtischer Störung. Die narzißtische Störung kann sich in einem übertriebenen Selbstgefühl ebenso wie in übertriebenen Minderwertigkeitsgefühlen äußern». Das narzißtische Regulationssystem sorgt für die Aufrechterhaltung des affektiven Gleichgewichts, d.h. etwa der Gefühle von innerer Sicherheit, von Wohlbehagen, Selbstwertgefühl, Selbstsicherheit. Nun ist der suizidal gefährdete Mensch in seinem Selbstgefühl stark verunsichert: er fühlt sich subjektiv bedroht, hilflos, total verlassen. Um eine Selbstwertkrise abzuwehren, stehen dem Menschen verschiedene «Kompensationsmöglichkeiten» (z.B. Verleugnung und Idealisierung, Regression und Verinnerlichung) zur Verfügung. (Auf sie können wir in diesem Rahmen nicht weiter eingehen.) Versagen auch diese Kompensationsmöglichkeiten, kommt es zur Suizidhandlung, weil das Selbstwertgefühl anders nicht mehr zu retten ist.<sup>22</sup>

### Ein konkretes Beispiel zur Verdeutlichung

Um dieses Denkmodell etwas zu verdeutlichen und zu konkretisieren, sei kurz ein Beispiel aus eigener Erfahrung angeführt:

Tanja, 16jährige Oberschülerin, Tochter eines Kaufmanns, kommt nach einer mittelschweren Barbituratvergiftung – nach der Detoxikation auf der medizinischen Intensivstation – zum psychiatrischen Gespräch. Sie sträubt sich zunächst etwas, ihre Erlebnisse zu erzählen, berichtet dann aber spontan und lebendig: Sie liebe Götz, einen 19jährigen Bundeswehrsoldaten. Ihr Vater aber habe ihr den Kontakt verboten, seine Briefe würden abgefangen. Die Eltern würden ihren Freund als «Phantasten und Traumtänzer» bezeichnen. Sie habe sich dann heimlich mit ihm getroffen und habe deshalb mehrfach lügen müssen. Das habe ihr Vater gemerkt, und es habe eine «häusliche Szene» gegeben: Ihr Vater habe den Freund angerufen und gesagt: «Herr B., Sie sind ein Parasit!» Götz habe den Vater dann als «Spinner» bezeichnet und eingehängt. Der Vater habe ihr dann vorgeworfen, sie habe keine Herzensbildung und habe erklärt: «Ich habe nur noch einen Sohn und keine Tochter mehr!» Er habe sie nur noch in der 3. Person angeredet. Dann habe der Vater über sie geweint. Das habe sie sehr erschüttert und ihr Schmerzen bereitet, weil sie ihren Vater doch auch sehr gern habe. Sie habe sich sagen müssen: Entweder verliere ich meinen Vater oder meinen Götz. Da habe sie keinen Ausweg mehr gesehen und habe die Tabletten genommen, obwohl sie eigentlich gar nicht habe sterben wollen.

Zwei wichtige Erkenntnisse sind festzuhalten: Zunächst die massive *Kränkung* der Patientin durch den geliebten Vater («Ich habe nur noch einen Sohn!»), der ihre erste Bezugsperson war, der Tanja schon als Säugling betreut hatte, weil die Mutter berufstätig war. (Näher kann hier auf die Psychogenese leider nicht eingegangen werden.) Ferner gilt, daß unsere Patientin nicht den Tod «als Ende des Lebens oder als Übergang in eine andere Existenzform» anstrebt, sondern (nur) einen Ausweg aus dem für sie nicht entwirrbaren emotionalen Zwiespalt. Damit ist auch eine Antwort auf unsere anfangs gestellte themati-

sche Frage angedeutet: Viele Menschen unternehmen Suizidhandlungen, ohne eigentlich den Tod als Ende des Lebens zu wollen. Oft wollen sie mit ihrem Tun nur deutlich machen, daß ihr Leben unter den bisherigen Bedingungen nicht mehr lebenswert ist, daß sie Einsamkeit und Kränkungen nicht mehr ertragen können.

### Erfahrungen und Hilfen im Umgang mit Suizidgefährdeten

Wir haben gesehen, daß Suizidhandlungen viele und verschiedenartige menschliche Lebensbereiche betreffen. Entsprechend vielschichtig und umfassend sollten auch Ansätze und Hilfen zur Überwindung der Kränkung, der Sinnleere und der Suizidgefährdung überhaupt sein. Angesichts der Schwierigkeit und Vielschichtigkeit des Problems könnte der Eindruck hervorgehoben werden, als müsse man sehr vieles auf einmal bedenken und tun. Doch kommt es zunächst – sowohl für den behandelnden Arzt wie überhaupt für jeden sich mitverantwortlich fühlenden Helfer – darauf an, einen *einfachen zwischenmenschlichen Gesprächskontakt* zu finden. Dabei zeigten viele Patienten Vorurteile gegen die psychiatrische Untersuchung. Reaktionen gegenüber Pflegekräften und Ärzten der Intensivstation wie «Muß ich da wirklich hin?» oder «Ich bin doch nicht verrückt!» waren gar nicht selten. Etliche Patienten hatten auch schon vorher ihre näheren Bezugspersonen wieder gesehen – mit denen vorher die offene Aussprache nicht möglich war –, und sie waren überrascht und oft sogar erfreut über die ihnen zuteilgewordene ungewohnte Zuwendung. So ist es oft zunächst mühsam, die Patienten noch einmal erinnern zu lassen, wie denn alles so gekommen sei. Dabei soll der erstbehandelnde Psychiater eine Art therapeutischen Kontakt aufnehmen und zur weiteren Entlastung oder auch zur Katharsis (etwa: «Reinigung» von Schuld- und Schamgefühlen) beitragen. Ferner muß er ein «Urteil» fällen, ob der Patient entlassen werden kann oder ob er unter Umständen auf eine geschlossene Station aufgenommen werden muß, weil weiterhin akute Suizidgefahr besteht. Vielleicht ist es auch möglich, erste Eindrücke von der Persönlichkeitsstruktur zu gewinnen, damit die Art der Kränkung, die situative und dynamische Einengung und die wahrscheinlichen Aggressionen deutlicher werden. Ferner müssen auch schwerere psychische Erkrankungen, z. B. eine endogene Depression oder eine Prozeßpsychose, ausgeschlossen werden.

Wichtig ist, daß der untersuchende Zuhörer sich jeder Wertung oder Kritik oder vorschneller Ratschläge enthält, sondern einfach spüren läßt, daß der Patient als Mitmensch angenommen ist, auch wenn er weiterhin suizidal ist.

Das setzt voraus, daß der Arzt und später jeder Helfer seine eigenen Ängste und die daraus erwachsenden Aggressionen und Enttäuschungen kennt und reflektiert hat. *Angst macht unfrei und letztlich unfähig zu therapeutischen und überhaupt helfenden Kontakten* bei Suizidalen. Dabei kann es hilfreich sein, sich zu sagen, daß die Suizidhandlung nicht um jeden Preis verhindert werden muß, daß gewöhnlich (etwa von schwer psychotischen oder süchtigen Kranken abgesehen) jeder Mensch selbst für sich und sein Leben verantwortlich ist. Ferner gibt es Persönlichkeitsstrukturen und psychosoziale Entwicklungen, die so verhängnisvoll und selbstzerstörerisch verlaufen, daß es nicht mehr möglich ist, auf Dauer die situative und emotionale Einengung aufzulockern und die Aggressionen gegen die eigene Person zu beseitigen. Das gilt vor allem z. B. für früh (oral) gestörte Patienten, deren Riesenansprüche an mitmenschliche Zuwendung und Bestätigung auf Dauer einfach nicht zu befriedigen sind. Erwähnt sei auch, daß gerade diese Patienten oft über viele Möglichkeiten der «Erpressung» verfügen, die Ärzte, Helfer und Angehörige zur Resignation verführen können. Sehr schwierig ist es auch, mit Suizidalen umzugehen, die geradezu in ihren Suizidphantasien schwelgen, welche sich den Kranken in zwanghafter Weise aufdrängen.

<sup>21</sup> E. Ringel, a. a. O., S. 104–154.

<sup>22</sup> H. Henseler: Narzißtische Krisen. Zur Psychodynamik des Selbstmords. Rowohlt-Taschenbuch, Reinbek 1974, S. 177–182.

Es ist vielleicht etwas ungewohnt zu hören und für viele sogar anstößig, aber dennoch wahr, daß es auch im psychischen Bereich, ähnlich wie z. B. bei Krebskrankungen, hoffnungslose Fälle gibt, die trotz aller Bemühung nicht zu retten sind. Damit sei keinesfalls der therapeutischen Untätigkeit und Resignation das Wort geredet. Aber die Erfahrung der eigenen Grenzen und die Reflexion über Enttäuschungen und Gekränktsein nach dem Verlust eines Patienten sind notwendig, damit der Arzt und Helfer erneut therapeutisch tätig werden kann. So kann man lernen, sich um eine *Haltung engagierter Gelassenheit* zu bemühen und das jeweils nötige individuelle Maß an therapeutischer Nähe und Distanz immer wieder zu suchen.

Nach dem oben kurz beschriebenen Erstgespräch kann es gut sein, eine Art *«Pakt»* mit dem Suizidanten abzuschließen. Das kann so geschehen, daß sich der Helfer (u. U. in die Hand) versprechen läßt, der Patient werde wenigstens bis zum nächsten Gespräch keine weitere Suizidhandlung unternehmen. Sind weitere therapeutische Gespräche nicht möglich, sollte wenigstens versucht werden, den Patienten wieder in sein altes oder – wenn möglich – in ein neues psychosoziales Bezugsfeld einzubinden. Das heißt, man muß versuchen, die situative und affektdynamische Einengung so zu lockern, daß der Patient *wenigstens eine*

*nähere Bezugsperson* hat, mit der er offen reden kann und die ihm zum Beispiel auch aggressive Entgleisungen gestattet, ohne die *persönliche Beziehung* gleich abubrechen. Das sollte nicht allein geschehen, um Verantwortung für das bedrohte Leben zu teilen, sondern auch in dem Bewußtsein, daß der suizidale Patient in Familie, Beruf oder gegebenenfalls auch in eine Selbsthilfegruppe integriert sein muß. Dort sollte dann versucht werden, die Isolation und die gestörte Kommunikation des Patienten mit der Umgebung allmählich zu beheben, damit Sinn in der Begegnung und im gemeinsamen Tun des Suizidalen mit den Menschen seiner Umgebung erfahren wird. Diese Beziehungen und Erfahrungen sind zugleich Therapie und Prophylaxe für alle Suizidgefährdeten.

Ulrich J. Niemann, Essen

DER AUTOR ist Jesuit und Nervenarzt. Im Rahmen der neurologischen und psychiatrischen Spezialausbildung war er als Konsiliararzt in der psychiatrischen Ambulanz eines Großkrankums tätig, wo er über zwei Jahre jeden nach einem Suizidversuch eingelieferten Patienten untersucht, getestet und – wenn nötig – auch behandelt hat. Demnächst wird er eine Arbeit unter dem Titel *«Suizidrisiko und Lebenssinn»* veröffentlichen.

## Genmanipulation – halbherzig wahrgenommene Verantwortung

«Der Mensch darf nicht alles, was er kann.» Jedermann scheint diesen Satz im Munde zu führen: die Gewerkschaften, wenn sie das Problem des technischen Fortschritts diskutieren; die Ökologen, wenn vom ständig steigenden Ressourcenverbrauch die Rede ist; die Erzieher, wenn sie an die weitere Vermehrung der Informationsflut durch Medien aller Art denken, usw. Der Satz wurde erstmals populär, als die Atomwissenschaftler im August 1945 nach der Vernichtung von Hiroshima und Nagasaki schlagartig realisierten, was sie angestellt hatten. An so etwas hatten sie nun wirklich nicht gedacht, als sie daran gingen, die Atombombe zu basteln – mit dem blinden Eifer von Jungen, die nur wissen wollen, ob «es» geht oder nicht. Damals hätten die Naturwissenschaftler zum erstenmal erfahren, was Sünde sei, pflegte *Robert Oppenheimer* zu sagen, einer der Wunderknaben jenes berühmten «Manhattan-Projektes», das zum Bau der Atombombe führte. Damals spürte man viszeral, in den Eingeweiden, was man zerebral, mit dem Hirn, schon früher zu wissen glaubte, daß nämlich Forschung und Technik dem Menschen eine Macht verleihen, die weiter in die Zukunft und tiefer ins Gefüge von Natur und Gesellschaft reicht, als irgendetwas je zuvor. Seither wurde immer wieder gefordert, daß *vor* (und nicht erst nach) jedem großen Innovationsschritt innezuhalten und zu überlegen sei, welche Folgen dieser Schritt haben könnte und ob diese Folgen zu verantworten seien. Und falls der Lichtkegel der Voraussicht den erweiterten Horizont neu erworbener Macht nicht erreiche, sei der Furcht vor vermuteten Gefahren eher zu folgen als der Hoffnung auf vermuteten Nutzen (*Hans Jonas*). M. a. W.: es sei eine Abschätzung, ein sogenanntes *«Assessment»* aller Folgen im Hinblick auf ihre Erwünschtheit und Verantwortbarkeit durchzuführen.

«Der Mensch darf nicht alles, was er kann.» Der Satz ist weitgehend folgenlos, bloße Rhetorik geblieben. Was in den Bereich des Machbaren rückte, wurde bis zum heutigen Tag auch sogleich verwirklicht. Eine einzige Ausnahme pflegt man zu zitieren: den Verzicht der USA auf die Entwicklung einer Super-Concorde. Eine Flotte von 500 oder gar 1000 dieser Vögel, die knapp unterhalb des Ozonschildes fliegen sollten, hätte diesen geschwächt. Als Folge dieser Schwächung würden neben den langwelligen auch die kurzwelligen UV-Strahlen die Erdoberfläche erreichen, was sich auf das Leben verheerend auswirken müßte. Die Super-Concorde wäre vermutlich trotzdem gebaut worden, wäre dem ökologischen Argument nicht ein wirtschaftliches zu Hilfe gekommen: es bestand keine sichere Aussicht auf Gewinn, selbst nicht bei spottbilligem Treibstoff.

Anfang der siebziger Jahre kam es im Bereich der Forschung er-

neut zu einer Situation, die einige Analogie zum Manhattan-Projekt aufwies. Ein Durchbruch stand bevor, die Spaltung nicht des Atomkerns, sondern des Zellkerns. Ein Assessment wurde gefordert. Es ist aber nicht wirklich durchgezogen worden. Aus welchen Gründen?

### Der Durchbruch

1973 gelang es *Stanley Cohen* und *Herbert Boyer* (Stanford, Calif.), zwei DNA-Fragmente\* aus zwei verschiedenen Stämmen des gewöhnlichen Darmbakteriums (Kolibakterien) im Reagenzglas zu verknüpfen. Sie konnten sich dabei auf wichtige Vorarbeiten aus dem Labor von *Paul Berg* (Stanford, Nobelpreis 1980) stützen. Die neuverknüpfte, hybride DNA enthielt zwei komplette Gene\* für die Resistenz gegen die Antibiotika Tetracyclin und Kanamycin. Vor allem gelang es den beiden Forschern, dieses Hybridgen in größerer Häufigkeit als bisher in Wirtszellen zum Zwecke der Klonierung (d. h. der identischen Vermehrung) einzuschleusen. Die Wirtszellen gehörten zu einem Kolistamm, der keinen der beiden Resistenzfaktoren besaß. Die Zellen, die das Hybridgen aufgenommen hatten, waren von nun an imstande, sich auf Nährböden zu vermehren, die Tetracyclin und Kanamycin enthielten. Zellen, die nur einen von beiden oder gar keinen der Resistenzfaktoren aufwiesen, gingen erwartungsgemäß zugrunde. Damit war bewiesen, daß die künstlichen Gene funktionierten und bei jeder Zellteilung verdoppelt wurden, genauso wie die natürlichen. Cohen hatte – nach seinen eigenen Worten – einen neuen Organismus geschaffen. In einem zweiten Experiment verknüpften die beiden Forscher das neugeschaffene Hybridgen mit einem weiteren DNA-Fragment, das aus Eiterbakterien (Streptokokken) stammte, die mit den Kolibakterien normalerweise keine DNA austauschen. Dieses Fragment besaß einen Resistenzfaktor gegen Penicillin. Es entstand ein Kolistamm mit einer Resistenzkombination, wie sie in der Natur noch nie beobachtet worden ist.

Im Juni desselben Jahres fand die Gordon Research Conference in Cold Spring Harbor an der Ostküste der USA statt, wo Erfahrungen mit der neuen DNA-Rekombinationstechnik ausgetauscht werden sollten. *Janet Metz*, eine Assistentin Paul Bergs, berichtete über die geplante Verknüpfung der DNA eines Affenvirus\* mit der DNA des Lambda-Phagen\*. Wie *Paul Pollack*, ein Virologe, das hörte, riß es ihn vom Sessel: «Janet, weißt Du, was Du da planst? Du verknüpfst ein Virus, das in

\* Mit einem Sternchen wird hier und im folgenden auf die Definitionen und Erklärungen im *Kasten* verwiesen.

Affen und Hamstern und vermutlich in anderen Säugern Krebs erzeugen kann, mit einem Phagen, der ausgerechnet Kolibakterien befällt, die ihrerseits in Deinem Bauch aufs beste gedeihen. Was, wenn Du Krebs bekommst?» Janet Metz telefonierte sogleich ihrem Chef an der Westküste. Dieser gab sich zunächst sprachlos. Daran hatten weder er noch irgendeiner seiner Kollegen im entferntesten gedacht. Es gelang ihm nicht, sich selbst oder einen seiner Kollegen davon zu überzeugen, daß das vermutete Risiko, nüchtern betrachtet, minim sein müsse. Am Ende der Konferenz wurde mit knappem Mehr (48 zu 42) beschlossen, die NAS (National Academy of Sciences) und die NIH (National Institutes of Health) auf die Gefahr neu verknüpfter DNA, die ausgerechnet in Darmbakterien vermehrt werden sollte, aufmerksam zu machen.

### Paul Bergs offener Brief (1974)

Die NAS beauftragte Paul Berg, eine Studienkommission zu bilden. Diese beschloß, eine internationale Konferenz der Molekulargenetiker einzuberufen, um zu überlegen, was zu tun sei. Organisatorisch war das vor 1975 nicht mehr zu schaffen. Andererseits drängte die Zeit: Die Anwendung der neuen Technik drohte zu explodieren. Ein überlegtes und gemeinsames Vorgehen würde bald nicht mehr möglich sein. Dann würde einmal mehr die Automatik des Fortschritts die Vernunft überwältigen. Daher beschloß die Studienkommission, die Kollegen weltweit aufzurufen, sich freiwillig einem *Moratorium* in der Anwendung der neuen DNA-Rekombinationstechnik anzuschließen. Der Aufruf wurde im Juli 1974 als offener Brief in den zwei verbreitetsten naturwissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht, in der amerikanischen *Science* und in der englischen *Nature*, unterschrieben von Paul Berg und 10 weiteren berühmten Molekulargenetikern.

Das im Brief vorgeschlagene Moratorium sollte *zeitlich* beschränkt bleiben: «solange, bis die möglichen Gefahren neu verknüpfter (rekombinierter) DNA besser evaluiert (abgewogen) *oder* bis adäquate Methoden zur Verhinderung ihrer Verbreitung entwickelt seien». Es wurde auch *inhaltlich* beschränkt: Gefordert wurde zunächst der *Verzicht* auf rekombinierte DNA mit Genen für Antibiotikaresistenz und für bakterielle Gifte wie auch mit DNA-Fragmenten aus krebsauslösenden Viren oder tierischen Viren überhaupt, denn Wirtschaftsbakterien mit derartiger Hybrid-DNA könnten entkommen, sich unter Mensch und Tier verbreiten und die Häufigkeit von Krebs und anderen Krankheiten steigern. Gefordert wurde ferner *Vorsicht* mit rekombinierter DNA, die DNA tierischer Herkunft enthält, denn tierische DNA könne unterdrückte («stumme») krebsauslösende Sequenzen enthalten. Die Eigenschaften solcher DNA könne man nicht voraussagen. Das Moratorium wurde durch *flankierende Maßnahmen* ergänzt: der Direktor der NIH solle sofort eine beratende Kommission schaffen. Diese solle *erstens* ein experimentelles Programm zur Evaluation (Abschätzung) der möglichen biologischen und ökologischen Gefahren rekombinierter DNA überwachen, *zweitens* Maßnahmen entwickeln, um die Verbreitung neu verknüpfter DNA innerhalb menschlicher, tierischer und anderer Fortpflanzungsgemeinschaften möglichst klein zu halten, und *drittens* Richtlinien entwerfen für das Arbeiten mit rekombinierter DNA. Schließlich solle zu Beginn des folgenden Jahres eine internationale Konferenz von Fachleuten einberufen werden, um zu beraten, was zu tun sei.

Der offene Brief ist ein mutiges Dokument, weil die Verantwortung für die Folgen der Forschung akzeptiert und nicht anonym auf «den Fortschritt» abgewälzt wird. Zugleich scheint der Brief aber auch Angst vor seinem eigenen Mut zu haben – eine Behauptung, die sich auf folgende Gründe stützt:

► *Beschränkte statt umfassende Perspektive*: Gefragt wird, was zu tun sei, um die noch nie eingetretenen, wohl aber aufgrund unserer Kenntnisse denkbaren Gefahren für die Gesundheit der Beteiligten wie der Unbeteiligten, aber auch für die lebende Umwelt möglichst klein zu halten. Aus nicht offengelegten

Gründen wird einfach vorausgesetzt, daß die Entwicklung und Anwendung der DNA-Rekombinationstechnik weiterzugehen habe. Eine umfassende Analyse der Vor- und Nachteile eines Ja und eines Nein, also ein richtiges Assessment, wird nicht in Betracht gezogen. Wenn irgendwann, dann wäre zu diesem Zeitpunkt Gelegenheit gewesen, den oft zustimmend, aber immer nur rhetorisch formulierten Satz, der Mensch dürfe nicht alles, was er könne, einmal an einem Ernstfall durchzuexerzieren, ein Jahr nach einer fundamentalen Entdeckung. Die Gelegenheit wurde verpaßt.

► *Unklarheit in einem wichtigen Punkt*: «... bis zu einer besseren Evaluation *oder* besseren Entwicklung adäquater Schutzmaßnahmen ...» Was ist der Sinn dieses «oder»? Handelt es sich um zwei gleichwertige Alternativen, zwischen denen man wählen darf? Oder ist das zweite nur eine andere Beschreibung des ersten, insofern derjenige, der adäquate Maßnahmen entwickelt, vorher natürlich die Gefahren evaluiert haben muß? Die flankierenden Maßnahmen zeigen, daß die Autoren des offenen Briefes an die zweite Interpretationsmöglichkeit dachten.

► *Vorsicht statt Verzicht*: Wenn DNA aus Tieren stumme, krebsauslösende DNA-Sequenzen enthalten kann, dann gehört das Einschleusen solcher DNA in bakterielle Wirte ebenso verboten wie das Einschleusen von DNA aus krebsauslösenden Viren. Man vermutet hinter dieser Inkonsistenz kollegiale Rücksicht auf einen Mitunterzeichner, der Gene aus der Taufeliege (*Drosophila*) durch Bakterien vervielfältigen (klonieren) ließ.

Noch wären diese Mängel zu beheben gewesen, nämlich auf jener internationalen Konferenz, die der Aufruf vorschlug und die Ende Februar 1975 in Pacific Grove zustande kam, in einer Art Bildungshaus, das den Namen «Asilomar» trug.

### Die Asilomar-Konferenz

Es trafen sich 140 Wissenschaftler, davon 53 Nichtamerikaner aus 16 Ländern (inkl. UdSSR). Die Konferenz sollte öffentlich sein, denn man konnte seit Ausbruch der Ökokrise nicht mehr automatisch mit der Gunst der Öffentlichkeit rechnen. Daher wurden 16 Journalisten eingeladen. Über den Grad der Verantwortungsbereitschaft und des Willens zur wirksamen Selbstkontrolle der Wissenschaftler sollte kein Zweifel aufkommen. Daher wurden vier Juristen sowie Vertreter der Behörden und der Pharmaindustrie eingeladen (General Electric, Merck, Searl und Hoffmann La Roche).

Schon am ersten Tag prallten die extremsten Meinungen aufeinander. Auf dem linken Flügel standen jene, die auf eine Grundsatzebene über Sinn, Inhalt und Reichweite der Forschungsfreiheit überhaupt hofften. Auf dem rechten Flügel befanden sich jene, die zeigen wollten, daß jede Art von Beschränkung der Forschungsfreiheit nur willkürlich sein könne und zudem überflüssig sei. Das Entfalten der Konferenz, *James Watson*, der Mitentdecker der DNA-Struktur und Mitunterzeichner des Berg-Aufrufs, meinte:

«Als wir zusammenkamen, um den offenen Brief zu schreiben, dachte ich, wir sollten sechs Monate Zeit haben, um zu sehen, ob wir irgendetwas vernähmen, was uns in Schrecken versetzen könnte. Als Leiter eines Tumorstudien-Labors habe ich den Eindruck, daß wir mit etwas Gefährlicherem arbeiten als alles, wovon ich hier gehört habe ... Die Gefahren sind wahrscheinlich nicht größer als wenn man in einem Krankenhaus arbeitet. Man hat mit der Tatsache zu leben, daß einen jemand auf eine Million Dollar verklagen kann, wenn man unsorgfältig arbeitet ...»

Daß schließlich nach drei Tagen dennoch eine gemeinsame Empfehlung an die NIH zustande kam und die «Strikten» über die «Laxen» siegten, war nicht zuletzt den beteiligten Juristen zu verdanken. Sie hoben den politischen Aspekt hervor: wenn ihr vermeiden wollt, daß der Staat euch reglementiert, müßt ihr euch selbst reglementieren. Und zwar so, daß kein Verdacht möglich ist, ihr suchtet im Grunde nur eigene Vorteile und Privilegien. Sollte zudem ein Unglück geschehen (z. B. eine kleine Epidemie rund um Stanford), könnte es zu Schadenersatzforderungen kommen, die jede Universität (in den USA meist eine private Institution) ruinieren könnten. Nach dieser öffentlichen Konferenz würde kein Richter mehr anerkennen, die Gefahren seien nicht voraussehbar gewesen.

Zu einer Grundsatzebene kam es allerdings nicht. Die Rekombinationstechnik als solche wurde nicht in Frage gestellt. Zu



## Definitionen und Erklärungen

**DNA** (auf deutsch gewöhnlich *DNS*): Kürzel für jene Substanz, aus der Mendels Erbfaktoren (= *Gene*) bestehen. Die Moleküle dieser Substanz sind fadenförmig, eine lineare Folge (= *Sequenz*) von einigen tausend bis zu vielen hunderttausend Bausteinen von nur vier Sorten. Die Rekombinationstechnik erlaubt, diese riesigen DNA-Moleküle in große Fragmente zu zerschneiden und diese untereinander sowie mit der DNA eines geeigneten *Vektors* (= Überträgers) zu verknüpfen (= *rekombinieren*). Diese rekombinierte oder *hybride* DNA wird mit Hilfe des Vektors in einen geeigneten *Wirt* eingeschleust (meist Bakterien-, aber auch andere Zellen) in der Erwartung, daß sie sich dort 1. mit jeder Zellteilung verdoppelt und sich gleichmäßig auf die beiden Tochterzellen verteilt (genau wie die natürliche DNA der Wirtszelle) und daß sie 2. zwischen zwei Zellteilungen auch funktioniert, d.h. die in ihr enthaltene genetische Information zum Ausdruck bringt (wiederum genau wie die natürliche DNA).

**Eukaryonten:** Zellen, deren DNA in Chromosomen verpackt ist, die ihrerseits in einem eigenen Zellkompartiment, dem Zellkern, eingeschlossen sind.

**Prokaryonten:** primitive Zellen ohne Zellkern, deren DNA einen geschlossenen Ring bildet und nackt in der Zelle schwimmt. Nur bei Bakterien und Blaualgen.

**Vektoren:** Überträger rekombinierter DNA in eine Wirtszelle. Meist Plasmide, Phagen oder Viren.

**Plasmid:** kleines, ringförmiges DNA-Molekül in Bakterien (neben dem sehr viel größeren, normalen Ringmolekül). Plasmide werden bei Austauschvorgängen zwischen Bakterien leicht von einem Stamm auf einen anderen, ja von einer Art auf eine andere übertragen. Sie enthalten häufig Gene für Resistenz gegen Antibiotika. **Nicht-übertragbare Plasmide:** sie werden nicht spontan auf Zellen anderer Bakterienstämme übertragen.

**Phagen:** Viren, die Bakterien befallen. **Nicht-generalisierte Phagen:** sie befallen nicht jeden beliebigen, sondern nur einen bestimmten Bakterienstamm.

**Viren** (Sing.: *Virus*): in Proteinkapseln verpackte DNA-Moleküle. Sie enthalten Information zur Produktion neuer Virusteilchen mit Hilfe des Produktionsapparates der befallenen Zelle.

*Im Artikel verwendete Abkürzungen:*

NAS = «National Academy of Sciences» der USA

NIH = «National Institutes of Health» (Plural!) der USA = US-Gesundheitsbehörde

groß waren ihre Verheißungen. Sie versprach, die Forschung über fundamentale Prozesse der Genregulation in einer bis vor kurzem nicht für möglich gehaltenen Weise voranzubringen. Ebenso verheißungsvoll und revolutionär schienen die möglichen Anwendungen zu sein.<sup>1</sup> Die zwar nicht erwiesenen, aber immerhin denkbaren Gefahren sollten durch Schutzmaßnahmen gebannt werden.

Die Einigung war weitgehend *Sidney Brenner* (GB) zu danken. Er bestand immer wieder auf zwei Punkten:

▷ die Schutzmaßnahmen sollten so strikt formuliert sein, daß aufgrund neuer Erkenntnisse sich aufdrängende Änderungen nur noch in Lockerungen bestehen könnten. Später sei eine Verschärfung der Schutzmaßnahmen auf freiwilliger Basis kaum mehr durchzusetzen;

▷ die physischen Barrieren gegen unbeabsichtigte Verbreitung von Bakterien mit neukombinierter DNA (z. B. Labors mit Un-

<sup>1</sup> Mögliche Anwendungen: Konstruktion von Bakterien, die wirtschaftlich nicht synthetisierbare pharmakologische Substanzen billig herstellen, oder solcher, die schwer abbaubare Substanzen (Kunststoffe z. B.) rasch abbauen; Konstruktion von Kulturpflanzen, die ihren Stickstoffbedarf aus der Luft decken statt aus Kunstdünger, oder solcher, die Biomasse (wie Holz oder Dieselöl) mit höchster Effizienz produzieren.

Die gleichen Erkenntnisse, die zur Vermutung bestimmter Gefahren führten, lassen auch diese und andere Anwendungen als möglich erscheinen. Die Beurteilung der positiven und negativen Aussichten geriet aber oft höchst unsymmetrisch: die Gefahren bloß spekulativ und weit entfernt, der Nutzen fast in Reichweite, nur gerade um die Ecke.

terdruck) müßten durch biologische Barrieren ergänzt werden. Diese bestehen zur Hauptsache in Wirtsbakterien, die durch Mutationen so geschwächt sind, daß sie außerhalb verhältnismäßiger Laborbedingungen gar nicht existieren können. Stanley Cohens lakonische Bemerkung dazu: «Warten auf einen sicheren Wirt heißt warten auf den Messias.»

Man kam überein, vier *Risikostufen* zu unterscheiden und ihnen Schutzmaßnahmen steigender Schärfe zuzuordnen, z. B.:

► «*minimales Risiko*» (erste Stufe) bei «synthetischen Organismen» oder «Biotypen», die auch in der Natur vorkommen (vgl. Cohens erstes Experiment). Ihm entsprechen Schutzmaßnahmen, wie sie jeder Bakteriologe in einem Krankenhaus anzuwenden pflegt.

► «*hohes Risiko*» (vierte Stufe) bei neuen Biotypen, deren Potential für Pathogenität oder ökologische Störung verheerend sein kann. Ihm entsprechen Labors mit Unterdruck und zusätzlich Material- und Personalschleusen. Alles Material, das hineingeht oder herauskommt, muß sterilisiert werden. Das Personal muß beim Hineingehen und beim Herauskommen duschen und vollständig die Kleider wechseln. Solche Sicherheitslabors gab es damals in den USA nur in Fort Detrick (Entwicklung von biologischen Waffen), nicht aber an den Universitäten.

Den vier Sicherheitsniveaus wurden vier verschiedene Typen möglicher Experimente zugeordnet, obwohl man über das objektive Risiko dieser Experimente nichts Sicheres wußte. Das Konferenzpapier selber zählte solche Gebiete der Ignoranz auf:

Wenig sei bekannt über das Überleben der Laborstämme von Bakterien und Phagen in verschiedenen ökologischen Nischen; noch weniger sei bekannt, ob rekombinierte DNA das Überleben ihrer Wirte verbessere oder verschlechtere; sehr wenig sei bekannt über die Ansteckungskraft (Infektivität) nackter DNA-Moleküle – man wisse nur, daß nackte DNA Bakterien in Tieren genetisch verändern könne (sog. genetische Transformation); nichts sei bekannt über die Ansteckungsgefahr von Phagen und Bakterien mit eukaryontischer\* DNA in höheren Organismen.

Die Antwort auf solche Fragen müsse auf dem Tisch liegen, bevor die Anwendung der Rekombinationstechnik in großem Stil beginne.

In letzter Minute wurden gegen den Widerstand von Paul Berg, der eine Einschränkung der Forschungsfreiheit glaubte abwenden zu müssen, folgende Verbote in die Schlußempfehlung aufgenommen:

► verboten bleiben Experimente mit DNA aus hochpathogenen Bakterien oder Viren (z. B. Lassa-Fieber oder DNA des Tetanusgiftes);

► ebenfalls verboten bleiben Experimente mit mehr als 10 Liter Kulturbrühe pro Gefäß. Damit hoffte man, die industrielle Verwertung der Rekombinationstechnik vorläufig zu bremsen.

Wiederum gegen den Widerstand von Paul Berg und seiner Studienkommission erzwang das Plenum eine Abstimmung sowohl über jedes Kapitel für sich als auch über das Ganze. Die Kommission fürchtete offensichtlich, daß durch die Abstimmung der Grad der Uneinigkeit zahlenmäßig offenbar würde. Das Resultat überraschte alle: es gab nur 5 Gegenstimmen bei der Abstimmung über die einzelnen Kapitel und nur 2 Gegenstimmen (beides Nobelpreisträger) bei der Abstimmung über das Ganze. Der eine Gegner war James Watson, der die Empfehlung irrational fand, da sie von Gefahren rede, von denen man nicht einmal wisse, ob sie existierten. Der andere war *Joshua Lederberg*, der darin eine Einladung für behördliche Eingriffe sah.

Vergleicht man den Berg-Aufruf mit der Asilomar-Empfehlung, so zeigt sich folgendes: Verboten bleiben die allerg gefährlichsten Experimente. Neu dazu kommt das Verbot von Kulturgefäßen mit mehr als 10 l Inhalt. Alles andere gilt als erlaubt, allerdings nur unter der Voraussetzung von bestimmten Schutzmaßnahmen mit abgestufter Strenge. Da aber für die Hälfte der vorgesehene Experimente geschwächte Wirtssysteme vorgeschrieben werden, diese aber damals noch nicht verfügbar waren, blieb für diese Experimente das Moratorium bestehen. Die übrigen Experimente galten provisorisch, d. h. bis zum Erscheinen der Richtlinien, als erlaubt.

Also keine Aufweichung der ursprünglichen Position, mit einer Ausnahme: der Grundfehler des offenen Briefes, nämlich nicht grundsätzlich und konsequent genug gefragt zu haben, wird

nicht nur nicht korrigiert, sondern noch verschärft. Statt die zunächst aus theoretischen Gründen vermuteten Gefahren erst einmal experimentell zu evaluieren und danach in Abhängigkeit davon Schutzmaßnahmen und Richtlinien aufzustellen, wird die logische Ordnung auf den Kopf gestellt; es werden zuerst die Maßnahmen entworfen, entsprechend dem Risiko bloß vermuteter Gefahren, und man gibt zu verstehen, daß die Begründung dafür später geliefert werde. Diese Verleugnung der Logik war ohne Zweifel eine Konzession an die Eiligen. Drei Monate später, am 20. Mai 1975, wurde der Bericht der Asilomarkonferenz vom Auftraggeber, der NAS, approbiert. Jetzt lag der Ball bei den NIH, die nun aufgrund der Empfehlungen von Asilomar entsprechende Richtlinien aufzustellen hatten.

### Der Richtlinienprozeß

Das gleiche Seilziehen zwischen den «Strikten» und den «Laxen» begann von neuem. Letztere wiesen ständig darauf hin, wie unlogisch es sei, bis ins einzelne Schutzmaßnahmen für Gefahren zu konzipieren, die niemand wirklich kenne. Die «Strikten» erwiderten nicht, was doch auf der Hand lag, nämlich: untersuchen wir also zuerst die Gefahren! Denn die Zeit drängte. Schon munkelte man von illegalen «Samstagabend-Experimenten». Und die Europäer drohten mit einem Alleingang. Was aber macht man, wenn man entscheiden muß, ohne hinreichende Grundlagen zu haben? Man läßt sich von politischen (hier: den Politikern imponieren) bzw. kollegialen (hier: geplante Experimente möglichst nicht behindern) Rücksichten leiten.

Trotz der widrigen Umstände und nach drei Anläufen wurden die Richtlinien am 5. Dezember 1975 im Federal Register veröffentlicht und nach zwei Hearings am 23. Juni 1976 (rund zwei Jahre nach dem offenen Brief der elf Molekularbiologen) fast unverändert in Kraft gesetzt. Die Richtlinien entsprachen weitgehend den Empfehlungen von Asilomar, gingen aber stärker ins Detail, nicht zuletzt um Schlupflöcher zu stopfen.

*Hat die Bibel etwas Verbindliches zu Kirche und Amt zu sagen?*

**Hermann-Josef Venetz**

## So fing es mit der Kirche an

Kirche und Amt im Neuen Testament  
284 Seiten, broschiert Fr. 22.80

Dieses spannend geschriebene Buch handelt von den Anfängen der Kirche, wie sie im Neuen Testament geschildert werden. Im Zentrum steht die Frage nach Kirche und Amt. Dabei bekommt der Leser ein lebendiges Bild über die Entstehung des Neuen Testaments und über die historischen und gesellschaftlichen Verhältnisse, aus denen diese Schriften entstanden sind. So geht das Buch den Anfängen der Kirche nach: den Grundintentionen Jesu, dann den dynamischen Kirchenformen und Theorien der «Leute der ersten Stunde» in nachösterlicher Zeit (Apostel, Missionare) und schließlich jenen Kirchenmännern, die aus der Distanz der zweiten Generation eine Bewahrung der Anliegen Jesu anstrebten (Evangelisten, Pastoralbriefe).

Es wird dabei keine vorgefaßte dogmatische Position vertreten, vielmehr werden die biblischen Texte Schritt für Schritt befragt und als Antwort auf die Anforderungen ihrer Entstehungszeit ausgewiesen.

Hermann-Josef Venetz ist Professor für neutestamentliche Exegese an der Theologischen Fakultät der Universität Fribourg sowie Präsident des Schweiz. Katholischen Bibelwerks.

**Benziger**

Inzwischen hatte in den USA, ausgelöst durch Asilomar, eine ungewöhnlich heftige Debatte über die DNA-Rekombinationstechnik und über das dadurch möglich gewordene «genetic engineering» (Genmanipulation) in Presse und Fernsehen, auf Universitäten wie im Kongreß, zwischen Forschern und Laien und nicht zuletzt unter den Biologen selber eingesetzt, ganz im Gegensatz zu Europa, wo fast totale Funkstille herrschte. An sich hatte die Diskussion die umfassende Perspektive, die man in der Asilomarkonferenz vermißte und die man von einem wirklichen Assessment verlangen mußte. Aber sie blieb amorph, desorganisiert und emotional belastet – ähnlich wie die Kernenergie Diskussion. Zu viele Stimmen sprachen mit zu wenig Verantwortung und Autorität.

Die für die Rekombinationstechnik Engagierten fanden sich zunächst in der Rolle des «bad guy», den der Senat unter Edward Kennedys Führung streng zu kontrollieren sich anschickte. Es gelang ihnen aber, den Senat umzustimmen. Wie dieser sein Interesse zu verlieren begann, verebbte die Diskussion allmählich, ohne ein konkretes Resultat zu zeitigen. Die entscheidende Trumpfkarte der Befürworter einer möglichst ungehinderten Arbeit mit der neuen Technik war ein vom 12. April 1977 datierter Brief von *Roy Curtiss*, Mitglied des Richtlinienausschusses, an den Direktor der NIH. In dem Text, der bald darauf in vielen Kopien in den Wandelgängen des Senats zu zirkulieren begann, stand zu lesen, daß Curtiss einen geschwächten, verkrüppelten Kolistamm entwickelt und getestet habe, der den strengsten Anforderungen der Richtlinien entspreche. Dieser Brief leitete einen Revisionsprozeß der Richtlinien nach unten ein, genau wie es Sidney Brenner vorausgesehen hatte. Dazu kamen 1977/78 zwei wichtige Entdeckungen. *Walter Gilbert* (USA) und *Frederick Sanger* (GB) entwickelten unabhängig voneinander zwei verschiedene Methoden, mit denen die genaue Reihenfolge der «Buchstaben» der DNA entziffert werden kann – eine Leistung, die man noch kurz zuvor für fast unmöglich gehalten hatte und für die beide Forscher 1980 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurden. Mit dieser Methode können die Forscher DNA, die sie neu verknüpfen, zuverlässiger «charakterisieren» als bisher, d. h. bestimmen, mit welcher Art Genen sie es eigentlich zu tun haben. Gleichzeitig entdeckte man, daß Gene aus Eukaryonten\* von nicht-codierenden, sogenannten sinnlosen Sequenzen unterbrochen, zerstückelt werden. Das hat zur Folge, daß Wirtsbakterien diese Gene zwar vermehren, aber nicht zum Funktionieren bringen können. Beide Entdeckungen heben zwar die ursprünglich vermuteten Gefahren nicht auf, vermindern sie aber.

### Viel Lärm um nichts?

Am 28. Juli 1978 wurde die erste, am 29. Januar 1980 die zweite Revision nach unten zur Diskussion gestellt und jeweils ein halbes Jahr später in Kraft gesetzt. Die meisten Experimente, die mit dem geschwächten Kolistamm als Wirt und mit nicht-übertragbaren Plasmiden\* oder mit einem nicht-generalisierten Lambda-Phagen als Vektor\* arbeiten, konnten dies von nun an unter den Bedingungen des «minimalen Risikos» tun. Nur noch eine Meldepflicht beim lokalen Ausschuß für Laborsicherheit blieb bestehen. Über 80 Prozent aller von den NIH finanzierten Rekombinationsforschung wurden dadurch von der Regulation befreit. Damit haben die Richtlinien viel von ihrer Wirksamkeit verloren. Stanley Cohens «Messias» kam sehr viel schneller, als der Miterfinder der Rekombinations- und Klonierungstechnik zu glauben vorgab.

Viel Lärm um nichts? Es sieht fast so aus, als stünden die Initianten von Asilomar heute völlig blamiert da. Dieser Eindruck scheint von manchen Wissenschaftsjournalisten durchaus gepflegt zu werden, indem sie gewisse Feinheiten des Prozesses der Entwarnung nicht erwähnen (z. B. die Notwendigkeit geschwächter Vektoren). Bleibt der Eindruck «viel Lärm um nichts», kann man verhindern, daß bei der nächsten Gelegenheit

Proteste von Experten und Laien den Fortschritt ein weiteres Mal für einige Jahre bremsen. Denn keiner zieht gern die Notbremse, wenn er riskieren muß, dafür nur ausgelacht zu werden.

Hinter dem ganzen Richtlinienprozeß stand eine große Eile. *Robert Sinsheimer*, selber ein Molekulargenetiker und Herausgeber der «Proceedings» der NAS, wies immer wieder darauf hin und betonte: Wir haben Zeit. Nirgends steht geschrieben, daß diese Generation alle großen Entdeckungen machen und so (einmal mehr) den Rahm abschöpfen muß. Was hindert uns, ein Wirtsbakterium für neuverknüpfte DNA zu suchen, das kein regelmäßiger Bewohner von Mensch, Tier oder Pflanze ist? Bloß die Tatsache, daß es kein zweites Bakterium gibt, das wir auch nur annähernd so gut kennen wie das Kolibakterium? Nichts hindert uns, nach einem harmloseren Wirt zu suchen und ihn ebenfalls gründlich zu erforschen, außer eben unsere Ungeduld.

Was hindert uns, auf die Rekombinationstechnik sogar zu verzichten? Denn wenn es wahr ist, daß alles mit allem zusammenhängt, dann muß es andere, möglicherweise weniger gefährliche Wege geben, um zu denselben Erkenntnissen zu gelangen, die uns die DNA-Rekombinationstechnik verspricht, auch wenn sie wahrscheinlich mühsamer sein werden. Und gibt es nicht Wissen, auf das wir am besten – zumindest für einige Zeit – verzichten sollten? Denn noch ist die Welt voller Krieg und Terrorismus, und die Versuchung, biologische Waffen zu schmieden oder den Menschen manipulativ weiter zu «entwickeln», ist noch lange nicht überwunden. Sinsheimer dürfte der einzige unter den Molekularbiologen gewesen sein, der in der Rekombinationsdebatte diesen undenkbar Gedanken auszusprechen wagte. Wissen ist unter *allen* Umständen besser als Ignoranz, predigen die Vordenker unter den Biologen (z. B. Hans Mohr). Sinsheimer würde sagen: Weisheit ja, Wissen nein!

### Wenn das Gold lockt ...

Was aber ist es denn, was zur Eile drängt? Die Neugierde, das Wissenwollen der Wissenschaftler, gewiß. Die Hoffnung, die Leiden der Menschen durch technische Maßnahmen zu überwinden, vielleicht. Aber auch – und vielleicht stärker, als man zuzugeben geneigt ist – die Aussicht auf Gold:

► das Gold des Erfolges und damit der Anerkennung und des Ruhmes; das aber verspricht eine *neue* Technik in erhöhtem Maße, weil sie ein bisher unbekanntes Gebiet erschließt;

► das Gold klingender Münze. Gegenwärtig gibt es mindestens vier vom Risikokapital finanzierte Pionierfirmen, die mit Hilfe der Rekombinationstechnik pharmazeutische Produkte herstellen wollen, wie Insulin, Wachstumshormon, Somatostatin, Interferon und immunologisch wirksamere Substanzen (die beiden letzten zur Krebsbekämpfung).

Die zwei erfolgreichsten und zugleich schärfsten Konkurrenten im Wettlauf nach dem Interferon sind *Genentech*, gegründet 1976 in San Francisco, und *Biogen*, gegründet 1978 in Genf. Die Berater dieser Pionierfirmen (und gelegentlich ihre Chefs) sind hochkarätige Molekularbiologen. So ist z. B. H. Boyer, der in Stanford lehrt, zugleich Mitbegründer der Genentech, und so sind W. Gilbert, der in Harvard lehrt, und Ch. Weissmann, Professor in Zürich, zugleich Berater der Biogen. Der Papierwert dieser eben erst aus den Eiern geschlüpften Firmen soll die 100-Mio.-Dollar-Grenze schon längst überschritten haben. Allerdings hat bisher noch keine ihr Selbstbewußtsein an der Börse getestet, ausgenommen Genentech im Oktober 1980. Der Test ergab einen Börsenwert der Firma von stolzen 529 Mio. Dollar. Die Konkurrenten behaupten, jederzeit ähnliches zustande zu bringen. Dabei hat keine der Firmen ein marktfähiges Produkt. Ihr Einkommen liegt bei einigen Mio. Dollar und stammt aus Vertragsarbeiten für Pharmakonzerne (so hat sich Hoffmann-La Roche die Dienste der Genentech, Schering-Plough jene der Biogen gesichert). Die Größenordnung des Mitarbeiterstabes liegt bei 100 und die der Gewinne bei 100 000. Es dürfte in der Wirtschaftsgeschichte noch nie vorgekommen sein, daß eine so junge Firma bei so geringer Leistung derartige Börsenwerte erzielen konnte.

Der Grund für diese «Vorschußlorbeeren» liegt natürlich im vermuteten Entwicklungspotential der neuen Technik. Dieses hat das vermutete Gefahrenpotential derselben Technik inzwi-

schen völlig aus dem Bewußtsein verdrängt, ohne daß die Gründe der «Alarmisten» widerlegt worden wären. Das Gefahrenpotential als Forschungsgegenstand (Sicherheitsforschung) war von Anfang an uninteressant. Was lockt, ist das Entwicklungspotential. Denn nur da kann man sich profilieren und zugleich u. U. groß verdienen. Man versteht auch, warum z. B. die Molekularbiologen in der Bundesrepublik zwar anerkennen, daß Sicherheitsrichtlinien sinnvoll sind, sich aber gegen die Absicht des Bundesministeriums für Forschung und Technologie wehren, diese zum Gesetz zu erheben. Durch dieses Verhalten aber behaupten sie nichts weniger, als daß Rekombinationsforschung öffentlich betrieben gefährlich sei, privat betrieben aber nicht. Denn der Unterschied zwischen Richtlinie und Gesetz liegt darin, daß erstere nur für mit öffentlichen Mitteln geförderte Wissenschaftler gilt, letzteres aber für alle. Natürlich wollen die Molekularbiologen so etwas nicht behaupten. Sie fürchten nur die «Starrheit» des Gesetzes und möchten für sich die gleichen Freiheiten sichern, deren sich ihre Kollegen in der Schweiz erfreuen. Die Schweiz läßt ihre Wissenschaftler sich selbst reglementieren, obwohl Nutzen wie Risiko alle berühren.

Die stillschweigenden, nie wirklich diskutierten Voraussetzungen, auf denen der Richtlinienprozeß beruht, hat ein Kritiker wie folgt zusammengefaßt:

- die Anwendung der neuen Technik wird kommen, ob wir es wollen oder nicht;
- der Nutzen ist in jedem Fall größer als das Risiko;
- wir können jetzt handeln und später lernen;
- jedes Problem hat auch eine Lösung (eine technische natürlich).

Man denkt unwillkürlich an die Kernenergie. Bei ihrer Entwicklung und Anwendung sind die gleichen Voraussetzungen wirksam.  
*Paul Erbrich, München*

## Zu: Stille Fluchten – Exodus

Zuschriften zu Nr. 4 vom 28. Februar 1981

Das Stichwort von den «Sogenannten Fernstehenden» (Fastenbrief des Bischofs von Limburg), vor allem aber der Beitrag von Prof. *Knut Wolf*: Stille Fluchten – Vermutungen zum Exodus aus der Kirche (S. 41ff.) haben zu lebhaften (u. a. mündlichen) Reaktionen geführt. Die folgenden Zuschriften stammen von einem Dekan, einer Kindergärtnerin/Diplompädagogin und einem ehemaligen Kaplan, der derzeit mit einer Selbsthilfegruppe Körperbehinderter arbeitet.  
*(Red.)*

### Unfähigkeit, mit dem Wohlstand zu leben

Der Beitrag «Stille Fluchten», gut geschrieben und zu lesen, reizt mich zum Widerspruch. Wer sich einigermaßen auskennt und sich für diese Kenntnis nicht nur auf Umfrageergebnisse beim «repräsentativen Querschnitt» (wer ist das eigentlich?) berufen muß, wird vor allem ein Argument ins Gespräch bringen müssen: die Unfähigkeit vieler Menschen, mit ihrem Wohlstand leben zu können. Fragen Sie einmal gelegentlich der Sakramentenvorbereitung Eltern und Kinder, warum sie sonntags nicht zum Gottesdienst kommen, so hören Sie in den meisten Fällen: Wir waren fort, wir haben ein Ferienhaus im Gebirge, eine Zweitwohnung am See, einen Wohnwagen an einem Campingplatz; wir haben Ski und wollen natürlich fahren; das Auto muß gewaschen und anschließend auf die vollgestopfte Autobahn gebracht werden, wo man sich im Stau übt, wie weit man dem Vordermann drauffahren kann oder im letzten Moment auf die andere Spur überwechselt. Wen haben wir denn noch an Ostern im Gottesdienst? Alles fährt nach Südtirol (ich fahre auch sehr gerne hin!). Soll man Ostern wegverlegen von den Ferien bzw. den Staat veranlassen, die Osterferien als Frühlingferien zu einem anderen Termin zu halten? Viele Leute bedauern es, daß sie sonntags weg-«müssen». Sie sehen sich aber nicht in der

Lage, das zu ändern. Unter der Woche haben sie auch nicht Zeit zum Gottesdienst, zu einem Gesprächskreis oder einem ähnlichen Angebot. Da ist Kegelnabend, ein interessantes Fernsehprogramm, nicht zu vergessen «König Fußball». Machen Sie sich einmal die Mühe, die Kinder zu den Vorbereitungsstunden für den Sakramentenempfang auf einen Termin hinzubringen. Da ist Ballett, Musikunterricht, Sport, Werken usw. Viele Kinder haben bereits einen Terminkalender wie Erwachsene. Im Konzert der Angebote hat die Kirche leider eine schwache Stimme, aber Reklame wie woanders zu machen widerspricht dem, was wir als Kirche den Menschen bringen wollen. Wer weiß ein Patentrezept?

Was treibt denn die Leute aus der Kirche? Als *Dekan eines der größten Münchner Dekanate* kenne ich mich ein bißchen aus. Sicher wird vieles nicht so gemacht, wie es wünschenswert wäre. Aber es darf doch nicht übersehen werden, daß auch und gerade im Raum der Kirche sehr viel gemacht wird für die Glaubensunterweisung und -erfahrung, Gemeinschaftserlebnisse, Gespräche, Aufbrechen der Anonymität, Bibelkreise, geistliche Tage, eine zeitgerechte und fundierte Glaubensverkündigung, eine angemessene Gottesdienstgestaltung für die große Gemeinde und für kleine Gruppen usw.

Aber wenn man sonntags oder auch werktags nicht Zeit hat, nicht weil man kein Interesse hätte, sondern anderes vorrangig ist; oder weil man durch die Kälte moderner Städtarchitektur gezwungen ist, sonntags ins Grüne zu flüchten und dabei halt der Gottesdienst «baden» geht, da kann man nicht einfach den Muff und Mief und die Kälte alter oder neuer Kirchenarchitektur oder Maßnahmen der offiziellen Kirche für den Exodus verantwortlich machen. Dieser ereignete sich meist schon vorher – und die Maßnahmen und der Mief dienen hinterher oft nur der Rechtfertigung für das eigene Verhalten.

Wie gesagt, der Beitrag ist interessant zu lesen, vor allem, wenn man in der pastoralen Verantwortung steht und nach Lösungen sucht, wie es anders werden könnte. Doch geht vieles an der Argumentation einfach an der konkreten Wirklichkeit vorbei.

*Paul Groh, München*

## Unsere «Schuld» und die Pädagogik Gottes

Das Hauptthema des Heftes: Exodus aus der Kirche, hat mich sehr interessiert, weil es mir ein persönliches Problem ist. Ich möchte für die sprechen, die sich mit gutem Willen den Lehren und Anforderungen der (Amts-)Kirche stellen möchten, die aber durch ihre Lebenserfahrungen, auch religiösen Erfahrungen, und dessen, was als Liebe erlebbar ist, entweder im Bereich des Handelns an der Unerfüllbarkeit der Ansprüche scheitern oder an dem abverlangten «Scheuklappendenken», das nur ein theologisch-historisches Menschenverständnis gelten läßt. Außer acht dabei bleibt, daß unser heutiges Wissen über die Bewußtseinsentwicklung der Menschheit und die Wissenschaften vom Menschen viele menschliche Wesenszüge erfassen konnte, die eine andere Deutung der biblischen Bilder verlangen als gegenwärtig noch theologisch festgehalten wird.

Ich komme beruflich aus dem sozialpädagogischen Bereich. Ich kann mir nicht denken, daß die «Pädagogik Gottes» hinter der der Menschen zurückstehen soll. Zum Beispiel ist bekannt, daß durch positive Erfahrungen junge Menschen leichter zu führen sind als mit Bestrafungen oder mit der Angst vor Bestrafungen. Wird doch im einen wie im anderen Falle einem Handeln des Kindes Aufmerksamkeit gegeben, d. h. Zuwendung. Eltern, die ihr Kind lieben, lieben es in allen Lebenslagen, auch wenn es sich verfehlt hat, in Drogen oder Verbrechen abgeglitten ist; die Zuwendung gilt den Kindern, ob sie krank und hilflos sind oder lebenswert und leistungsfähig. Allein ausschlaggebend ist, für den Ausdruck der Elternliebe, daß das Kind sich an sie wendet oder sich zu ihnen flüchtet oder daß sie wissen, wie es ihm in der

Ferne ergeht. Nicht die Reue des Kindes gibt der Elternliebe neue Möglichkeit, sondern die *Kontaktsuche von beiden Seiten!* Mit anderen Worten, ich halte das Postulat von der Erbsünde nicht für notwendig, um daran die Größe und Güte Gottes anschaulich oder erlebbar zu machen. Ich möchte den Menschen kennen, der «aus freiem Willen, mit vollem Bewußtsein und in einer wichtigen Sache» gegen Gott handelt, wenn er nur irgend einen Funken von Menschen- oder Gottesliebe in sich trägt. Alle unsere persönlichen Handlungen und Einstellungen sind ja auch sozial mitbedingt, auch unsere innere moralische Kraft ist ein Entwicklungsprodukt, bei dem soziale Umwelt und unsere Persönlichkeit permanent zusammenwirken. Es gibt Handlungen, die – gut gemeint – erst im nachhinein ihre negative Wirkung zeigen: Mutterliebe zu viel – ist bestimmt nicht von «böser Absicht», sondern im Gegenteil, von guter Absicht getragen; ob es zuviel ist, ist auch immer noch abhängig vom Bedürfnisgrad des Kindes und der Einstellung der «Umgebung» (= sogenannte Fachleute).

Ich möchte damit sagen, daß persönliches Versagen immer seine Folgen in der Realität und für die Entwicklung dieses Menschen haben wird und er so auch sein Versagen anzunehmen und daraus zu lernen hat, nach Ursachen und Zusammenhängen forschen muß. Wenn ich das aber mit Reuegefühl im Beichtstuhl erzähle, einen mehr oder weniger passenden Zuspriech erhalte und gehen kann, mit der Gewißheit, «Gott rechnet's dir nicht mehr an», so brauche ich im Grunde nach Ursache und Zusammenhang und damit nach den Voraussetzungen für eine wirkliche Entwicklung (= Umkehr) nicht mehr zu fragen.

Ich bin innerhalb kirchlicher Kreise nicht auf die Anerkennung der Tatsache gestoßen, daß wir als Menschen begrenzte Kräfte, auch zum Lieben, zum Andere-verstehen, zum Engagement usw. haben, daß das Bemühen um christliche Liebe in der eigenen Familie anfängt (das wird als vorhanden wohl immer vorausgesetzt) und manchmal schon alle – von Gott zugeteilten – Kräfte in Anspruch nimmt.

Was mich auch immer wieder stört ist, daß zu oft «ins Gewissen» geredet wird. Wer sensibel ist und nicht irgendwann – bevor es zu spät ist, sprich: bevor er in einer Krankheit landet – einen gesunden Lebenswillen und Egoismus entwickelt, der wird krank an seinem eigenen guten Willen.

## Zweierlei Gewissen

Ich empfinde zwei Gewissen, das eine kirchlich geprägt und emotional zwingend und daher auch dort Schuldgefühle auslösend, wo das andere aufgrund langer und abwägender Überlegungen und Lebenserfahrungen zu anderen Einsichten geführt hat: z. B. auch, daß «der Wille Gottes», der mich persönlich meint, von der Kirche mir nicht vorgegeben werden kann, sondern daß ich ihn mit meinem Sein täglich suchen und neu finden muß.

Für mich ist «Gott lieben» nicht ein religiöses Gefühl, sondern etwas, das ich versuche, in den Umgang mit den Menschen einzutragen, die mir im Laufe des Tages begegnen, auch in der eigenen Familie – und auch in mir selber, mit meinen Ängsten und Unzulänglichkeiten. Und für eine aktive Teilnahme am «kirchlichen» Leben in der Pfarrgemeinde ist keine Kraft mehr gegeben. Doch in der kirchlichen Bußordnung steht: «Der Sonntagsgottesdienst ist unabdingbare Forderung»!

Meinem inneren Wissen/Empfinden nach ist das Bemühen um ein Leben aus Liebe heraus wichtiger als der permanente Blick auf eine Sündhaftigkeit, die von Gottes Liebe nur die Vergebung erwartet, aber nicht freie personale Liebe, die Er gibt, weil Er uns aus seiner Liebe heraus erschaffen hat.

Ich möchte das Thema nicht weiter verbreitern. Im Laufe der Jahre haben sich für mich viele Gedanken darangesetzt und

einige Versuche, wieder in ein kirchliches Gespräch zu kommen, hatten für mich gesundheitlich verheerende Folgen, so daß jeder neue Versuch weiter belastet ist und eine Geborgenheit – religiös und innerhalb der Kirche – mir nicht mehr gelingt. Es wird ja auch nicht unterschieden zwischen den verschiedenen Ebenen von Sünd- und Schuldhaftigkeit; ob die Wirkung einer Tat, ob der vorausgegangene Gedanke/Motivation Sünde sein soll, ob eine langsam sich einschleifende verkehrte Haltung dem einzelnen voll verantwortlich angelastet werden muß? – Ich wehre mich nur gegen das übermenschliche Maß, das einem aufgebürdet wird, nicht dagegen, daß ich Verkehrtes einsehen muß. Ist die Tatsache der menschlichen Unvollkommenheit bereits «Sünde» und ist die Fähigkeit zur Bewußtseinsentwicklung, die eine Entscheidungsfreiheit ja voraussetzt, nicht also auch in Gottes Plan gewesen bzw. noch immer drin?

### Überforderte Liebe

Ich möchte nicht meine Gedanken für mich ausbrüten bzw. durch Erlebnisse und Anregungen darauf gestoßen werden – aber ich habe mit wenigen Ausnahmen kaum Gesprächspartner gefunden, die auf solche Probleme nicht mit den fertigen Antworten der Kirche reagierten – und dort, wo etwas aufzubrechen begann, betraf es mich zu sehr, so daß ich die Spannkraft nicht hatte, im Gespräch zu bleiben.

Mit meinem langen Brief möchte ich sagen, daß sicher ein Teil von denen, die nicht mehr in die Kirche gehen, das aus innerer religiös durchlittener Not tun, gerade aus tieferer Religiosität heraus, als es nach außen hin den Anschein haben mag. Bei Küng habe ich gute Ansätze gefunden, aber in seinem sonst sehr guten – etwas zu ausführlichen – Buch «Christ sein» fehlt die Einarbeitung psychologisch-grundlegender Erkenntnisse. Dies ist nicht ihm persönlich anzulasten, aber im Auge zu behalten.

Was mir noch interessant zu lesen war, ist, daß *Goethe* sowohl als auch *Fröbel* (Begründer des Kindergartens Mitte 19. Jahrh.) ihre persönliche Auseinander-

setzung mit der Frage von Schuld und Erbsünde hatten und beide zu einer inneren, selbständigen Religiosität gelangt sind, nachdem sie sich in dieser Beziehung der offiziellen kirchlichen Lehrmeinung entzogen hatten.

Bedingungslose Liebe ist meiner Meinung nach Gottes Haltung und so wie Christus uns seine Liebe nahe gebracht hat: Daraus darf die Kirche nicht einen Katalog von Anforderungen machen, die die von Gott gegebene menschliche Natur nicht berücksichtigen. Liebe kann nicht erzwungen werden, sie kann nur mit Liebe geweckt werden, und wo sie nicht zu spüren ist, bleibt die Angst, und dann sind Schuldgefühle nicht Ausdruck realer Schuld, sondern überforderter Liebe. – So kann man vielleicht auch versuchen, seelische Krankheiten zu sehen, für die noch wenig Verständnis in kirchlichen Kreisen zu finden ist.

Als Pädagogin habe ich für meine eigene Entwicklung mehr von den mir anvertrauten Kindern und Jugendlichen als durch alle Ausbildung gelernt: Ist es nicht möglich, daß jene, die in einer Beziehung zu helfen vermögen, sich selbst auch als der Hilfe in anderer Beziehung bedürftig verstehen können? Läßt sich so nicht eine partnerschaftliche Ebene der gegenseitigen Achtung im Umgang miteinander finden?

Gerda Lorentz, Mannheim

### Gefahr der Nabelschau

Auf diesen Artikel («Stille Fluchten») habe ich lange gewartet. Bitte bleiben Sie da am Ball. Und wenn's geht, noch konkreter: mit *Adressen* von Gruppen, die «in Kontemplation und Aktion neuartige Wege religiöser Erfahrung einschlagen werden». Damit ein Austausch stattfindet. Ich habe bis vor 1½ Jahren als Kaplan gearbeitet und spüre, wie sehr die offizielle Kirche diese Bewegung unter den Teppich kehren möchte. Nach einem Wochenende in J. denke ich, daß die Meditationsbewegung ähnlich wie die Kirche in der Gefahr steckt, Nabelschau zu betreiben.

W. S., Krefeld

## Kirche Schweiz: Woher das Geld für überdiözesane Aufgaben?

In der reichen und zugleich föderalistischen Schweiz hat die katholische Kirche Probleme mit den Finanzen. Nicht für Außerordentliches (etwa den bevorstehenden Papstbesuch), aber für permanente Aufgaben reichen die (bisher gespendeten) Mittel nicht mehr aus. Was ist der Grund? Über wieviel Geld kann verfügt werden, wer verfügt darüber, wo steckt es? Diese Frage taucht (manchmal in Verbindung mit anderen wie: Warum die Kirchengaststätten?, Wozu so teure Kirchenzentren?, Wieviel Bürokratie?) von Zeit zu Zeit auf. Gibt es Unterlagen zu ihrer Beantwortung? Trotz seit jeher in der Schweiz offengelegter Gemeindehaushalte hat nicht einmal die eidgenössische Volksabstimmung über die Initiative zur vollständigen Trennung von Kirche und Staat (1979) zu einer gesamtschweizerischen Erhebung darüber geführt, wie die Kirchen zu ihrem Geld kommen und wofür sie es ausgeben. Immerhin wurde bei dieser Gelegenheit breiteren Kreisen die gewachsene *Vielfalt* der Verhältnisse in den Kantonen bewußt, die sowohl das Grundmodell der Zusammenarbeit von Kirche und Staat wie die Einzelheiten der Finanzierung (z. B. Besoldung der Pfarrer: in Bern durch den Kanton!) betrifft. Kennzeichnend für die Kirchenfinanzen, die katholischen wie die protestantischen, ist aber in der ganzen Schweiz die *Gemeindehoheit*: Grundsätzlich liegt das Geld bei den Ortsgemeinden, wie immer das im Fall von städtischen Pfarreizusammenschlüssen (z. B. extrem in der Römisch-Katholischen Kirche Basel-Stadt) zu verstehen ist. *Kantonalkirchen* und unterschiedliche kantonale Zweckverbände nehmen finanzielle Ausgleichsfunktionen und die Finanzierung überpfarreilicher Aufgaben wahr. Im radikalen Unterschied zu Deutschland kennt die Schweiz *keine Bistumssteuer*.<sup>1</sup> Eine sol-

che steht auch nicht zur Diskussion, wohl aber eine über alle Kantonalkirchen zu erhebende Abgabe zugunsten überdiözesaner, gesamtschweizerischer Daueraufgaben.

Was damit gemeint ist, wie sie bis heute finanziert werden und welche Optionen für eine künftige Finanzierung anstehen, legt im folgenden der Ressortleiter «Inland» beim Schweizerischen Fastenopfer, *Urs Zehnder*, dar. Als Hintergrund für seine Ausführungen, bei denen es um das relativ kleine Budget von rund 4 Millionen Sfr. geht, haben wir einige zusätzliche Informationen über das tatsächliche Steueraufkommen in Gemeinden und Kantonen sowie über die geschätzte Total- und Pro-Kopf-Summe in der Schweiz eingeholt (vgl. *Kasten* auf der letzten Seite).

Die Redaktion

**I**M BLICK AUF DIE FINANZIERUNG der kirchlichen Aufgaben auf überdiözesaner Ebene in der Schweiz scheinen Fragen auf, die ohne alle Ängstlichkeit oder gut schweizerische Vorsicht gestellt und auf ihre Hintergründe und Vorverständnisse hin durchleuchtet werden sollen:

- Fördern die Strukturen, Arbeitsstellen, Institute und Stabsgruppen eine Kirche von Beamten und Funktionären?
- Was lebt in der Kirche außerhalb dieser Strukturen?
- Wer entscheidet eigentlich über die Verwendung der Gelder?
- Ist das Steuergeld weniger kirchlich als das Spendengeld?

Zum besseren Verständnis dieser Fragen ist es unerlässlich, einige Merkmale der heutigen Finanzierungsart aufzuzeigen.

<sup>1</sup> Vgl. Bischofssteuer oder Gemeindesteuer? in *Orientierung* 1969, S. 72, Zuzuschrift aus Deutschland zu Ausführungen S. 37ff. desselben Jahrgangs: Fördert unser Geld die Kirchenreform? (mit immer noch aktuellen Zitaten von M. Hengartner, Direktor des Fastenopfers).

(Red.)

## Überdiözesane pastorale Aufgaben und was sie kosten

Vor einem Überblick über die sprachregionalen und schweizerischen Dienststellen ist es wichtig zu wissen, daß die meisten dieser Stellen nicht eigentlich von der Kirchenleitung gegründet wurden; sie entstanden größtenteils aus Initiativen von Vereinen und Verbänden. Eine vereinfachende Zusammenstellung, geordnet nach den verschiedenen Aufgabenbereichen, ergibt etwa folgendes Bild:<sup>2</sup>

Aufgabenbereiche	jährliche Subvention aus den Mitteln der Schweizer Kirche
<i>Liturgische und katechetische Arbeit</i> (z. B. Liturgische Kommission der Schweiz, Centre romand de liturgie, Liturgisches Institut, Centro di liturgia, sprachregionale katechetische Kommissionen, Katechetisches Institut)	Fr. 445 000.-
<i>Pastorale Bildung und Weiterbildung</i> (z. B. Centre romand pour la formation permanente, Interdiözesane Kommission für die Fortbildung der Seelsorger, Theologie für Laien und Glaubenskurs, Bibelpastorale Arbeitsstelle, Arbeitsstelle für Bildungsfragen, Pastoralinstitut Fribourg)	Fr. 1 013 000.-
<i>Pastoralplanung und Beratung</i> (z. B. Schweiz. Pastoralsoziologisches Institut, Pastoralplanungskommission, Iustitia et Pax)	Fr. 630 000.-
<i>Massenmediendarbeit</i> (z. B. sprachregionale Arbeitsstellen für Radio und Fernsehen, Filmbüro, KIPA, Informationsstelle der Bischofskonferenz)	Fr. 1 389 000.-
<i>Gastarbeiterseelsorge</i> (z. B. Schweizerische katholische Arbeitsgemeinschaft für Ausländerfragen, Delegationen der Italiener- und Spaniermissionen, Theologiekurs für italienische Laien)	Fr. 477 000.-
<i>Jugendarbeit</i> (z. B. Arbeitsstelle Jugend- und Bildungsdienst, Bundesleitungen von Blauring und Jungwacht, Schweiz. kirchliche Jugendbewegung, Verband kath. Pfadfinder)	Fr. 651 700.-

Der Hauptanteil der jährlich entstehenden Kosten (60 %) entfallen auf Personalausgaben. Es arbeiten an diesen Stellen zumeist Fachleute, deren durchschnittliche Saläre wesentlich unter einer vergleichbaren mittleren Salärhöhe in der Privatwirtschaft liegen. Zusammenfassend kann gesagt werden, daß für die Gewährleistung der heutigen Arbeit im Rahmen der überdiözesanen kirchlichen Aufgaben eine jährliche Unterstützung von rund Fr. 4 000 000.- aufgebracht werden muß.

### Wie diese Arbeit bezahlt wird

Neben den Kollekten, die (vornehmlich beim Gottesdienst) für bestimmte Zwecke eingesammelt werden (für die Universität Fribourg, für die Inländische Mission, für die sozialen Kommunikationsmittel, für den Solidaritätsfonds für werdende Mütter, für die Flüchtlingshilfe, für die Weltmissionen, für die Caritas, usw.), gab es bis 1960 für die gesamtschweizerischen Aufgaben der Schweizer Bischofskonferenz nur das sogenannte «Bruder-Klausen-Opfer», das damals ca. Fr. 45 000.- pro Jahr einbrachte. Mit der Gründung des Fastenopfers im Jahre 1961, das zunächst je zur Hälfte für die Missionsarbeit und für die kirch-

lichen Aufgaben in der Schweiz bestimmt war, wurde das Bruder-Klausen-Opfer ersetzt: Der *Inlandteil des Fastenopfers* ermöglichte mit seinen 2 Millionen Franken im Jahre 1962 und, dank dem wachsenden Sammelergebnis in den folgenden 20 Jahren, mit heute über 6 Millionen Franken, die Schaffung und den Unterhalt von überdiözesanen Dienststellen.

Um den Inlandteil des Fastenopfers in dieser Aufgabe zu entlasten, leistet die *Römisch-Katholische Zentralkonferenz (RKZ)*, ein Zusammenschluß auf Vereinsbasis, bestehend aus den staatskirchlichen und privatrechtlichen kantonalen katholischen Körperschaften, seit zehn Jahren Beiträge aus *Steuermitteln* an die kirchlichen Stellen und Werke der Schweiz. Gegenwärtig ist die RKZ in der Lage, mittels Empfehlungen an die Kantonalkirchen jährlich ca. 1 Mio. Franken aufzubringen. Somit erfolgt die Finanzierung der ordentlichen Betriebsbeiträge an schweizerische Werke zu  $\frac{3}{4}$  aus Spenden und zu  $\frac{1}{4}$  aus Steuergeldern.

Das Fastenopfer und die Römisch-Katholische Zentralkonferenz haben eine gemischte Expertenkommission gebildet (11 Fastenopfer-Vertreter, 4 RKZ-Vertreter sowie der Sekretär der Bischofskonferenz). Diese Kommission beantragt den Entscheidungsgremien der beiden Institutionen die Beiträge an die kirchlichen Dienststellen für das jeweils kommende Jahr. Die Kommission beschließt diesen Antrag aufgrund von eingereichten Gesuchsunterlagen (Jahresberichte, Rechnungen, Budgets usw.) und nach der Vorprüfung durch eine Subkommission, die auch Direktkontakte mit den Gesuchstellern aufnehmen kann. Die definitive Beschlußfassung obliegt dem Stiftungsrat des Fastenopfers (darin haben die Mitglieder der Schweizer Bischofskonferenz sowie neun vom Aktionsrat des Fastenopfers gewählte Vertreter Einsitz) und, in bezug auf die von den Kantonalkirchen beigesteuerten Mittel, dem Plenum der RKZ. Bei neu zu schaffenden Arbeitsstellen und bei wesentlichen Veränderungen der bestehenden gilt ein Vertrag zwischen Bischofskonferenz, Fastenopfer und RKZ aus dem Jahre 1975. Um Planung und Finanzierung breiter abzstützen, sieht dieser Vertrag vor, daß die Bischofskonferenz Schaffung und Veränderung dieser Stellen stets im Einklang mit ihrer Pastoralplanungskommission, der RKZ und dem Fastenopfer vornimmt.

### Grenzen dieser Finanzierungsart – neue Tendenzen

Die ersten Fastenopfer-Aktionen und damit die ersten Sammlungen für den Inlandteil fielen in die Zeit des II. Vatikanischen Konzils. Es ist wohl mehr als ein Zufall, daß in dieser Zeit der Reflexion und Neubestimmung in der Weltkirche auch die Forderung nach einem *Pastoralplan* für die Schweiz laut wird, der «Orientierung, Stellungnahme und Koordination angesichts der wechselnden Aufgaben und der sich wandelnden Lösungsmöglichkeiten» enthalten soll (internes Arbeitspapier des «Initiativkomitees für eine schweizerische Pastoralplanungskommission», 1965). Aus pragmatischen Überlegungen, mit Rücksicht auf die Vielfalt von Unterstützungsgesuchen in ähnlichen Aufgabenbereichen, verlangte schon ein Jahr zuvor der Aktionsrat des Fastenopfers eine übergeordnete Planung. Im Jahre 1966 gründete die Schweizer Bischofskonferenz die Pastoralplanungskommission.

Mit einem erstarkenden Bewußtsein für die überdiözesanen Anliegen, das den profilierten Ausdruck in der Synode 72 fand, wuchs auch der Elan, die zentralen Dienste auf- und auszubauen. Neben Neugründungen (das Schweiz. Pastoralsoziologische Institut SPI, die Arbeitsstelle für Bildungsfragen, die Bibelpastorale Arbeitsstelle u. a.) wurden in der Zeit zwischen 1965 und 1975 verschiedene schon zuvor bestehende Institutionen in beachtlicher Weise ausgebaut (z. B. das Filmbüro der Schweizerischen Katholischen Filmkommission, die Schweizerische Katholische Arbeitsgemeinschaft für Ausländerfragen, die sprachregionalen Arbeitsstellen für Radio und Fernsehen, die Bundesleitungen der Jugendorganisationen Blauring und Jungwacht). Es war ein breites Bedürfnis, der Schweizer Kirche zu einem Instrumentarium zu verhelfen, das den konkreten Erfordernissen, die gerade durch die Synodenarbeit deutlich wurden, gerecht werden konnte.

Diese Entwicklung fand auch in finanzieller Hinsicht ihren Niederschlag in der Tatsache, daß seit Beginn der 70er Jahre ein immer größer werdender Anteil des Fastenopfer-Inlandteils für ordentliche jährliche Betriebsbeiträge verwendet werden mußte. Der finanzielle Rahmen für Starthilfen und Initiativen wurde immer enger. Nicht zuletzt aus diesem Grunde bemühte sich die

<sup>2</sup> Diese Aufstellung beschränkt sich auf die eigentlichen Stabsstellen der Schweizer Bischofskonferenz sowie die im engeren Sinn pastoralen Arbeitsbereiche. Nicht berücksichtigt sind kirchliche Institutionen, die im Dienste der inländischen Diasporahilfe, der Missions- und Drittweltarbeit, der sozialen Aufgaben sowie des Schul- und Hochschulwesens tätig sind.

gemischte Expertenkommission des Fastenopfers und der RKZ, einer weiteren Expansion Einhalt zu gebieten. So konnten die jährlichen Beiträge seit 1975 im Rahmen der Teuerung gehalten werden, was allerdings für die Arbeitsstellen weitgehend einem Personalstopp gleichkam.

In den letzten Jahren ist innerhalb der kirchlichen Aufgabenbereiche ein *Zug zur Regionalisierung* spürbar. In der Jugendarbeit werden, statt der schweizerischen, regionale Arbeitsstellen auf- und ausgebaut. Ein ähnliches Bild zeigt sich im Bereich der Erwachsenenbildung. In dieser Entwicklung steht auch das (regional vorbereitete) zweite interdiözesane Pastoralforum (Juni/Oktober 1981) mit dem Thema «Lebendige und missionarische Gemeinden – Ihre Dienste und Ämter». Dieses Thema könnte in doppelter Hinsicht die bisherige Finanzierungsart auf überdiözesaner Ebene in Frage stellen.

#### Von den Kriterien in der Dritt-Welt-Arbeit ...

Die heutige Missions- und Entwicklungszusammenarbeit betrachtet die Benachteiligten in der Dritten Welt immer weniger als «Empfänger» unseres Geldes (und was damit verbunden ist); vielmehr wird versucht, uns in einem partnerschaftlichen Verhältnis mit den Armen auf den Weg zu bringen. Das verlangt, daß die Entwicklungen innerhalb der Schweizer Kirche in diesen Prozeß mit einbezogen werden. Deshalb häufen sich auch Rückfragen, die beispielsweise die Aspekte der Selbsthilfe, der Eigenleistung – Kriterien, denen in den Ausland-Zuteilungen des Fastenopfers höchste Bedeutung zukommt – bei der Beitragszusprechung im Inlandteil vermissen. Bei der Entwicklungs- und Missionsarbeit wird von den Projektträgern und von allen am Projekt Beteiligten ein bewußtes und engagiertes Mittragen verlangt. Bei aller Berücksichtigung von Armut und Elend in den Drittweltländern muß dieses bewußte Mittragen auch in der Projektfinanzierung als maximaler Anteil an Eigenleistung aufscheinen. Die Finanzierung von außen darf niemals zur Hauptsäule der Unterstützung werden, weil so zu sehr die Eigenentwicklung der Außenabhängigkeit geopfert würde. Übertragen auf den Inlandteil des Fastenopfers, dem bei der Gründung die «Entwicklungshilfe» der Kirche in der Schweiz als Zielsetzung gegeben wurde, stellt sich die Frage, ob durch die jährliche Betriebsfinanzierung der Arbeitsstellen und Institutionen durch die Fastenopfer-Sammlung echte Eigenentwicklung überhaupt möglich ist.

#### ... zu Prioritäten im Inlandteil des Fastenopfers

Durch die stetige Zunahme jährlicher Betriebsbeiträge an Dienststellen der Schweizer Kirche entstand in den letzten Jahren die Situation, daß trotz eines unerwartet hohen Anstiegs der Sammlung (und entsprechender Erhöhung des Inlanddrittels) den Beitragsempfängern kaum mehr die Teuerung ausgeglichen werden konnte. Dies zwang das Fastenopfer, durch Reservenauflösung zusätzliche Mittel freizustellen, um allzu gravierende Konsequenzen zu verhindern. Es ist naheliegend, daß in dieser Lage von Seiten der betroffenen Institutionen Fragen nach der Sicherstellung der Aufgabenbereiche und nicht zuletzt auch der Arbeitsplätze laut wurden. Diese Fragen tendieren aber nicht nur auf eine quantitative Lösung – Wie und woher ist «mehr Geld» aufzubringen? –, sondern schon alte Forderungen nach *Prioritätensetzung* in der Beitragszusprechung schoben sich mit neuer Dringlichkeit in den Vordergrund.

Aber nicht nur auf der Ausgabenseite ergaben sich zunehmend Schwierigkeiten. Die Bildungs- und Informationsarbeit des Fastenopfers ist, u. a. bedingt durch die enge Zusammenarbeit mit der protestantischen Aktion «Brot für Brüder», die ohne Inlandteil arbeitet, stark geprägt von der Missionshilfe und Entwicklungszusammenarbeit. Die wichtigsten Medien im Rahmen der Bildungsarbeit zur Fastenzeit (z. B. die als Bewußtseins – bildender Abreißkalender gestaltete «Agenda») können deshalb nur sehr beschränkt auf den Inlandteil eingehen. Dadurch ent-

## Zur Aktion Brot für Brüder und Fastenopfer 1981

Neu erschienen beim  
Universitätsverlag Freiburg/Schweiz

Richard Friedli

### Frieden wagen

Ein Beitrag der Religionen zur Gewaltanalyse  
und zur Friedensarbeit  
259 Seiten. SFr. 29.–

Zum diesjährigen Thema von «Brot für Brüder» und «Fastenopfer». Konkrete Wege, realistische Modelle und Methoden zur Konfliktüberwindung im Alltag werden aufgezeigt. Ausführliche Bibliographie sowie Namen- und Sachregister machen das allgemeinverständlich redigierte Buch zu einem hervorragenden Arbeitsinstrument.

Zum Autor: geb. 1937, seit 1974 Professor für Missiologie und Religionswissenschaft an der Universität Freiburg, Mitglied der Internationalen Konferenz der Religionen für den Frieden.

Zu beziehen durch Ihren Buchhändler oder vom Universitätsverlag, Pérolles 42, CH-1700 Freiburg.

steht in bezug auf den Inlanddrittteil bei vielen Spendern eine Informationslücke, die bisher weder durch einen offenen Rechenschaftsbericht, noch durch journalistische Arbeit, noch durch die Informationsarbeit der Beitragsempfänger selber ausreichend gestopft werden konnte. Daher werden immer wieder Kritiken laut, der Inlandteil werde im Schlepptau der Drittwelt-hilfe eingezogen und für die reiche Schweiz zurückbehalten.

#### Optionen für einen neuen Finanzierungsmodus

Aus der Darstellung von Hintergründen, Zusammenhängen und Grenzen der Finanzierung, besonders aber auch aus den Diskussionen in der Pastoralplanungskommission und der Expertenkommission lassen sich Überlegungen anstellen, die Optionen für einen neuen Finanzierungsmodus zumindest andeuten. Eine Vorbemerkung ist allerdings wichtig: in diese Überlegungen müssen die Direktbetroffenen miteinbezogen werden, also die Spender und Kirchensteuerzahler, aber auch die teilweise seit Jahren in kirchlichen Arbeitsstellen und Institutionen Wirkenden. Die folgenden Gedanken sind als Anstöße für den Dialog zwischen Spendern und Empfängern zu werten.

► Eine erste Option geht gerade in diese Richtung: Die *Transparenz* ist zu verbessern. Um den Dialog aufzunehmen, sollten sich die Dialogpartner kennen. Hier öffnet sich ein weites Feld für die Bewußtseinsbildung: Inwiefern ist die Arbeit der zu finanzierenden Institutionen beim Kirchenvolk bekannt? Wird die Relevanz der Arbeitsstellen für die kirchliche Praxis an der Basis wahrnehmbar? Ist auf der Ebene der Kirchgemeinden überhaupt die Möglichkeit vorhanden, Einblick in die verschiedenen Aufgabenbereiche der Kirche Schweiz zu erhalten? Bei der Option für eine bessere Transparenz muß allerdings auch vor einer Idealisierung gewarnt werden: es wird immer Einzelbereiche geben, die nicht in allen Teilen bis an die Basis einsichtig gemacht werden können. Ich denke da beispielsweise an

Stabsaufgaben im Feld der Forschung oder der Beratung. Hier haben andere Kriterien eine größere Bedeutung. Ähnlich wie in der Projektarbeit mit der Dritten Welt würde aber auch da gelten: möglichst großen Spielraum für Ideen und Initiativen bei möglichst wenigen, aber transparenten Strukturen.

► Als inhärente Folgerung aus der Option für eine bessere Transparenz ist eine weitgehende *Partizipation* in der Finanzierung kirchlicher Aufgaben erforderlich, wobei zu berücksichtigen ist, daß die Distanz zwischen Geldgebern und -empfängern für die Arbeit auf schweizerischer Ebene in allen Partizipationsbemühungen eine wichtige Rolle spielt. Sicher liegen Flüchtlingsarbeit, Sozialhilfe oder Missionsarbeit näher und lösen eher Betroffenheit aus als liturgische oder katechetische Aufgaben. Es dürfte aber in einer Zeit der Überlastung und Überforderung von Laien und Priestern in der Pfarreiarbeit dennoch nicht allzu schwierig sein, für diejenigen Anliegen, die wirklich nur überregional angegangen werden können (katechetische Lehrmittel, liturgische Animation, Massenmedienarbeit, Kaderbildung in der Jugendarbeit usw.) echte Teilhabe zu mobilisieren. Wenn gegenwärtig nach anderen Finanzquellen als dem Fastenopfer gesucht wird, so heißt das für diese Option: Neue Finanzquellen oder anders geleitete Finanzflüsse lösen nicht einfach Partizipationen aus, sie können aber dazu dienen, den Prozeß eines bewußteren Teilens anzustoßen.<sup>3</sup>

► Vor allem der Aspekt der Distanz führt zu einer weiteren Option, die auch bei der zukünftigen Entwicklung der Finanzierung mitbedacht werden muß. Aufgaben, die vielleicht noch vor 20 Jahren von einer zentralen, schweizerischen Stelle aus möglicherweise über intakte Verbandsstrukturen zur Basis geleistet werden konnten, müssen heute sinnvollerweise in die Kantone oder Regionen delegiert werden (beispielsweise verschiedene Aufgaben der Jugendverbände). Auf diesem Hintergrund gewinnt auch der Aspekt einer *tendenziellen Dezentralisierung* der Aufgaben neue Bedeutung. Für die Finanzierung bringt eine solche Tendenz den Vorteil, daß sich – von den vorhandenen

<sup>3</sup> Die Arbeitsgruppe 2 («Prospektive») der Pastoralplanungskommission hat unter dem Titel «Partizipation – Schöpferische Mitbeteiligung» ein internes Arbeitspapier verfaßt, das den Fragen von Haltungen Strukturen, Diensten und Ämtern im Blick auf die Partizipation nachgeht (Entwurf: Louis Crausaz; erscheint demnächst in der neuen Reihe «Inspiration». Werkpapiere des Schweiz. Pastoralsoziologischen Instituts, St. Gallen).



ORIENTIERUNG

**Herausgeber:** Institut für weltanschauliche Fragen  
**Redaktion:** Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin, Pietro Selvatico  
**Ständige Mitarbeiter:** Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)  
**Anschrift von Redaktion und Administration:** Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 201 07 60  
**Bestellungen, Abonnemente:** Administration  
**Einzahlungen:** «Orientierung, Zürich»  
**Schweiz:** Postcheck Zürich 80-27842  
Schweiz: Kreditanstalt Zürich-Enge  
Konto Nr. 0842-556967-61  
**Deutschland:** Postcheckkonto Stuttgart 6290-700  
**Österreich:** Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127  
**Italien:** Postcheckkonto Rom Nr. 29290004  
**Abonnementspreise 1981:**  
**Schweiz:** Fr. 32.- / Halbjahr Fr. 17.50 / Studenten Fr. 24.-  
**Deutschland:** DM 37.- / Halbjahr DM 21.- / Studenten DM 27,50  
**Österreich:** öS 275,- / Halbjahr öS 160,- / Studenten öS 190,-  
**Übrige Länder:** sFr. 32.- plus Versandkosten  
**Gönnerabonnement:** Fr. 40.- / DM 45,- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)  
**Einzexemplar:** Fr. 2.- / DM 2,50 / öS 20,-

AZ

8002 Zürich

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

## Wie reich ist die Schweizer Kirche?

Bei einer Katholikenzahl (Volkszählung 1970) von 406 000 kamen im Kanton Zürich, dem volkreichsten Kanton der Schweiz, im Jahre 1978 69,2 Millionen (d.i. pro Kopf 170) Franken Kirchensteuer zusammen.

Gesamtschweizerisch liegt die Kirchensteuer pro Kopf zwischen Fr. 150.- und Fr. 200.-.

An die römisch-katholische *Zentralkonferenz* leisten die Kantonalkirchen, die privatrechtlichen kantonalen Zweckverbände (Genf und Neuenburg) sowie die bischöflichen Ordinariate von Sitten (Wallis) und Lugano (Tessin) zusammen einen Beitrag von rund 1 Million. Keinen Beitrag leisten bis heute die Kantone Appenzell-Innerrhoden, Nidwalden und Schwyz.

Um die zusätzlich benötigten 3 Millionen aufzubringen würde eine Pro Kopf-Abgabe von Fr. 1.- von allen Kantonalkirchen genügen. Die katholische Bevölkerung der Schweiz überstieg 1979 die Grenze von 3 Millionen.

Die Gesamtsumme der Kirchensteuer in der Schweiz wird auf 400 Millionen Franken geschätzt. Die für permanente überdiözesane Aufgaben benötigte Summe von 4 Millionen macht demnach 1 Prozent aus.

(Zur Hauptsache nach Angaben von *Mortiz Amherd*, Sekretär der Röm.-Kath. Zentralkommission des Kantons Zürich und Geschäftsführer der Römisch-katholischen Zentralkonferenz).

Finanzmitteln her betrachtet – regional und kantonal größere Möglichkeiten öffnen und daß zusätzlich auch eine finanzielle Entlastung der gesamtschweizerischen Ebene mitgegeben ist. Die Aufgaben und ihre Finanzierung sind näher, überschaubarer und werden von allen Beteiligten intensiver mitgetragen. Die Arbeit, die in den verschiedenen schweizerischen oder sprachregionalen Institutionen geleistet wird, sollte im Blick auf eine echte Subsidiarität auf ihre Wirksamkeit hin befragt werden: Was läßt sich in die Regionen delegieren, und wo drängen sich verstärkte Koordination oder Konzentration auf?

► Was gerade im Wirkungsfeld des Fastenopfers mit zunehmender Dringlichkeit gefordert ist, die vorrangige *Option für die Armen*, darf nicht ohne Auswirkungen auf den Inlandteil bleiben. Für eine Neuorientierung im beschriebenen Feld der Kirchenfinanzen heißt dies: in solidarischer Mitverantwortung für die Benachteiligten in der Welt sind unsere Finanzierungsgegebenheiten neu zu untersuchen und die Realisierung neuer Formen unter Einbezug aller Beteiligten in die Wege zu leiten.

### Ein Franken pro Kopf von allen Katholiken?

Ein einfaches Modell, das von der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz erarbeitet wurde, brächte auf der Ebene der Finanzierung eine maßgebende Entlastung des Fastenopfers: Jeder Katholik in der Schweiz hätte für die überdiözesanen Aufgaben in der Kirche pro Jahr zusätzlich Fr. 1.- aufzubringen: So könnte die Finanzierung der Arbeitsstellen praktisch ganz von den Kantonalkirchen getragen werden.<sup>4</sup> Auf Initiative der Kantonalkirchen werden im kommenden Spätsommer unter der Leitung der Schweizer Bischofskonferenz, der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz und des Fastenopfers Informationsveranstaltungen in den Kantonen durchgeführt, um mit einer möglichst breiten Basis diese Finanzierungsfragen zu diskutieren. Die Aktion, die gesamtschweizerisch unter dem Titel «Solidarische Kirche Schweiz. Finanzinformationen 1981» geplant und kantonal verankert wird, bietet die Möglichkeit, das Gespräch mit der Kirchenleitung (der zuständige Bischof wird nach Möglichkeit an den Veranstaltungen teilnehmen) und den Finanzgremien aufzunehmen und über das erwähnte Finanzierungsmodell die jetzige in manchen Teilen unzulängliche Situation zu verbessern.

*Urs Zehnder, Luzern*

<sup>4</sup> Durch Verbindung der neuen Abgabe mit den bereits jetzt in der RKZ zusammenfließenden Beiträgen der Kantonalkirchen: vgl. *Kasten!*